

INHALT



Seite 3

„SCHEITE, DEM FEUER ENTRISSEN ...“

Jüdische Displaced Persons im Nachkriegsdeutschland und ihre Bücher:
Vom Aufbau einer Sammlung in der Orientabteilung der SBB-PK*Eva-Maria Thimme*

Seite 8

UNTERGANG UND NEUBEGINN

Der fotografische Nachlass von Tino Walz (1913–2008)
im Bildarchiv der Bayerischen Staatsbibliothek*Hermann Liebherr*

Seite 13

„WE MAY MEET AGAIN AND BE TOGETHER AS IN FORMER YEARS“

Neue Bonhoeffer-Dokumente für die Staatsbibliothek zu Berlin

Jutta Weber

Seite 17

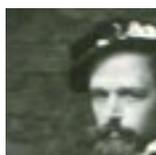
Ein unbekannter Kunstmäzen der Jahrhundertwende:

WILLY LEVIN ZUM 150. GEBURTSTAG

Maximilian Schreiber

Seite 20

THEODOR FONTANES NOTIZBÜCHER

Gabriele Radecke

Seite 23

BAYERISCHE STAATSBIBLIOTHEK ERWIRBT TEILNACHLASS
DER MALERFAMILIE KAULBACH*Maximilian Schreiber*

Seite 26

FISCHE, FRÖSCHE, SCHNECKEN UND TRAUBEN

Zur Restaurierung naturhistorischer Prachtwerke mit Unterstützung
der Ernst von Siemens Kunststiftung*Katrin Böhme*

Seite 30

FULMINANTER START IM VERANSTALTUNGSJAHR 2010

Bayerische Staatsbibliothek feiert zwei bedeutende Ereignisse

Peter Schnitzlein

Seite 33

GERHART RODENWALDTS PERSÖNLICHE KORRESPONDENZ
Zu den Archäologennachlässen in der Staatsbibliothek zu Berlin
Hermann Parzinger

Seite 37

NEUE ARBEITSUMGEBUNG FÜR DIE GEISTES- UND NATURWISSENSCHAFTEN
Der Aventinus-Forschungslesesaal der Bayerischen Staatsbibliothek
Peter Schnitzlein

Seite 40

Wie man Damen zersägt, immer ein Ass im Ärmel hat
und sein Publikum bezaubert:
ZAUBERBÜCHER AUS DER SAMMLUNG FECHNER
Silke Trojahn



Seite 44

JAHRESEMPFANG DER GENERALDIREKTORIN UND DES VORSITZENDEN
DER FREUNDE DER STAATSBIBLIOTHEK ZU BERLIN

Seite 46

Russische Weltchronik aus dem 16. Jahrhundert im Faksimile
GESCHENK AN DIE BAYERISCHE STAATSBIBLIOTHEK
Interview mit Charis Mustafin
Gudrun Wirtz / Filip Hlušička



Seite 51

DIE SCHERE IM KOPF UND ANDERSWO
Zeitungen, Zensur und Selbstzensur
Alexander Fiebig



Seite 55

BESTANDSAUFBAU VIRTUELL
Bibliothekübergreifende Lizenzierung elektronischer Ressourcen
Hildegard Schäffler / Ursula Stanek



Seite 60

„GEIST VON CLEMENS UND BETTINEN“
Margherita von Brentano und ihr Nachlass
in der Staatsbibliothek zu Berlin
Angela Holzer

Seite 66

GRENZFRAGEN
Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften im Gespräch
Peter Schnitzlein



Seite 69

JUDENMISSION UND BÜCHERRAUB
Die Berliner Staatsbibliothek restituiert Drucke aus der „Bibliothek
der Gesellschaft zur Beförderung des Christentums unter den Juden“
Michaela Scheibe / Heike Pudler / Martin Hollender

Seite 75

KURZ NOTIERT

„SCHEITE, DEM FEUER ENTRISSEN ...“

Jüdische Displaced Persons im Nachkriegsdeutschland und ihre Bücher: Vom Aufbau einer Sammlung in der Orientabteilung der SBB-PK

Es war ein schmaler Band, auf schlechtem Papier und blass gedruckt, der im Mai 1950 – Sivan 5710 nach der jüdischen Zählung – in Bergen-Belsen erschien. Auf 46 Seiten wurden 58 Publikationen vorgestellt, die zwischen 1945 und 1950 in der britischen Besatzungszone veröffentlicht worden waren. Bei den Verfassern dieser Bücher und ihren Lesern handelte es sich ausnahmslos um jüdische Überlebende der östlichen Konzentrationslager sowie der berüchtigten Todesmärsche, die in den bestehenden, unvorstellbar überfüllten KZs der westlichen Regionen Deutschlands Ende 1944/Anfang 1945 endeten.

Hier hatten die aus allen besetzten Ländern Deportierten die Befreiung durch amerikanische oder britische Einheiten und die bedingungslose Kapitulation des Deutschen Reiches erlebt – das Ende von Verfolgung und Demütigung, gewiss, aber was wollte das angesichts des „Churban“, des Genozids, der Leiden in Lagern und Ghettos, des hohen Preises für den militärischen Sieg bedeuten?

„She'erit ha-Pletah“, Rest der Geretteten, nannten sich die jüdischen Überlebenden mit einem biblischen Begriff (Esra

9, 14; 15. 2K19, 30; 31), deren Anzahl man auf 50 000 bis 75 000 schätzt. Insgesamt fanden die Alliierten auf dem Gebiet der späteren westlichen Besatzungszone 6,5 bis 7 Millionen „Displaced Persons“ — Kriegsgefangene, Zwangsarbeiter, KZ-Häftlinge – vor, deren Versorgung die jeweilige Militäradministration vor ein schier unlösbares Problem stellte: Sie mussten untergebracht, mit Lebensmitteln und Kleidung versehen sowie medizinisch betreut und, sofern ihre Verfassung es gestattete, in ihre Herkunftsländer zurückgeführt werden.

Vergleichsweise zügig verlief die Repatriierung in die west- und südeuropäischen Länder; problematischer war der Fall der sowjetischen Bürger, die in Scharen aus der sowjetischen Besatzungszone flohen bzw. sich weigerten, in ihre Heimat zurückzukehren, nachdem bekannt geworden war, dass kriegsgefangene Armeeangehörige und Zwangsarbeiter als Verräter und Kollaborateure vor Militärgerichte gestellt und zu hohen Haftstrafen in sibirischen Lagern verurteilt wurden. Vollends aussichtslos schien die Lage der jüdischen Überlebenden aus den ost- und südosteuropäischen Ländern, die über Familie und Freunde hin-

Dr. Eva-Maria Thimme
ist Fachreferentin für Judaistik und
Hebraistik in der Orientabteilung
der Staatsbibliothek zu Berlin



Szlojme Mayer
Der Untergang fun Zloczów
München 1947

Nahezu alle in den Camps veröffentlichten Bücher waren in den beiden den osteuropäischen Juden geläufigen Sprachen verfasst, die säkularen Werke auf Jiddisch, religiöse Literatur auf Hebräisch. Gelegentlich waren nicht genügend hebräische Lettern vorhanden, dann wurde ein Buch auf Jiddisch geschrieben und mit lateinischen Buchstaben gesetzt.

aus auch buchstäblich ihre Heimat verloren hatten. Ihre Häuser, Städte, Kulturlandschaften waren restlos zerstört, weite Teile Polens und der westlichen Sowjetunion sollten durch die Taktik der „verbrannten Erde“ auf Jahrzehnte unbewohnbar bleiben.

Der „Rest der Geretteten“ befand sich, wie es Zalman Grinberg, der erste Vorsitzende des „Zentralkomitees der befreiten Juden in der amerikanischen Zone“ im Herbst 1945 formulierte, gleichsam „im Wartesaal“, ohne zu wis-

sen, wann und wohin die Reise weitergehen werde. Denn ein Verbleiben im Land der Mörder erwog wohl kaum jemand. Wer nicht auf ein Visum für die USA, Kanada oder England hoffte, bereitete sich auf die „Aliyah“, die Einwanderung nach Palästina, vor.

Beide Optionen waren zunächst nicht oder nur bedingt realisierbar. Abgesehen von den genannten Staaten erteilten nahezu alle Länder nur solchen Personen Einreise- und Aufenthaltsgenehmigungen, die sich in einwandfreier physischer und psychischer Verfassung befanden sowie wohlhabende Verwandte am Ort besaßen. Hinzu kam, dass England, Mandatsmacht in Palästina, ein striktes Einwanderungsverbot über die Region verhängt hatte: seit den späten 20er-Jahren sah es sich in einen zusehends härter geführten Zweifrontenkrieg mit aufständischen Palästinensern einerseits, jüdischen Immigranten und deren Untergrundarmee andererseits verwickelt. Mit äußerstem Unbehagen registrierten daher die britischen Behörden in den anglo-amerikanischen Besatzungszonen die Umtriebe zahlreicher zionistischer Gruppierungen – mehr noch: die erfolgreiche Organisation der klandestinen Immigration nach Palästina, die zu unterbinden letztlich nicht gelang.

Die Mehrheit der jüdischen DPs musste sich auf einen längeren Aufenthalt im „Wartesaal“ von „Trizonien“ einstellen. In Gebäuden ehemaliger Arbeits- und selbst Konzentrationslager, in Wehrmachtskasernen und eilends errichteten Baracken untergebracht, begannen sie, mit Unterstützung durch das UN-Flüchtlingswerk und amerikanisch-jüdische

Shmuel Galbort
 Dos geto in flamen
 München 1948

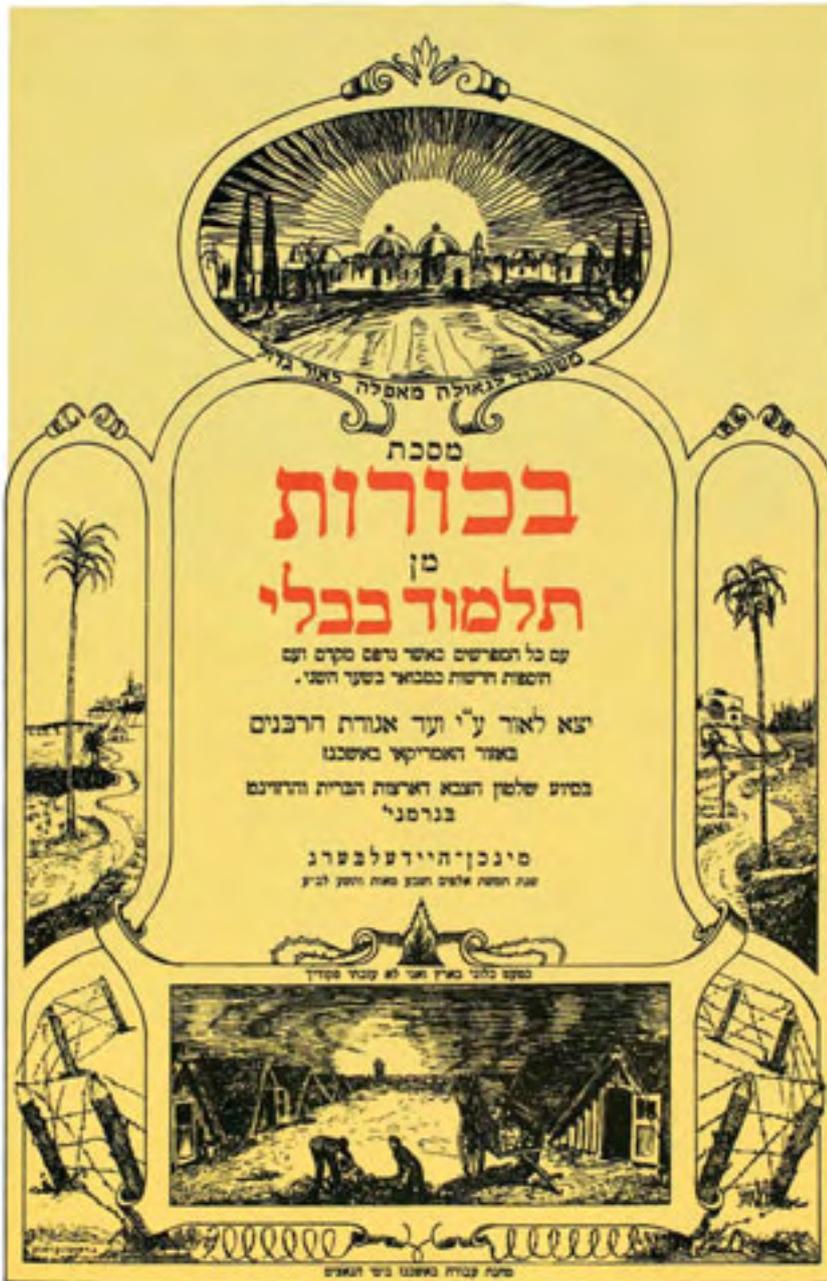
Der Verfasser – Schriftsteller,
 Pädagoge und zionistischer Politiker
 in Litauen – überlebte das Ghetto
 von Kaunas/Kovno. In seinem Doku-
 mentarroman schildert er Leben und
 Sterben im Ghetto sowie den Beginn
 des bewaffneten Widerstands.



Hilfsorganisationen, eine provisorische Existenz aufzubauen.

Ebenso unvermutet wie dramatisch stieg die Zahl der jüdischen DPs durch mehrere Flüchtlingswellen an, die Ende 1946/Anfang 1947 die west- und südwestdeutschen Camps erreichten: Ausgelöst wor-

den war diese neuerliche Fluchtbewegung zum einen durch Pogrome in Kielce und anderen polnischen Ortschaften, wohin jüdische Bürger nach ihrer Befreiung aus Lagern, Ghettos und prekären Verstecken bzw. nach ihrer Demobilisierung aus Armee- und Partisaneneinheiten zurückgekehrt waren; zum andern durch



*Talmud Bavli – Maseket Bekhorot
Hg. von der Rabbinervereinigung in
der amerikanischen Zone Deutsch-
lands, 19 Bände, München-Heidel-
berg 1948*

*In zahlreichen, überwiegend religiösen
Werken – so auch hier – wurde das
hebräische Wort für Deutschland,
Germanyah, nicht ausgesprochen, da
die letzten beiden Buchstaben YH
zum Tetragrammaton, dem unaus-
sprechbaren Gottesnamen gehören.*

eine rapide sich verschärfende Kampagne
gegen „Kosmopoliten, Zionisten und jü-
dische Reaktionäre“ in der Sowjetunion.

1947 lebten in westdeutschen Lagern
etwa 200 000 ostjüdische DPs – und
paradoxaerweise war es hier, dass sich
unter dem Schutz der westlichen Besat-
zungsmächte die spirituelle, intellektuelle
und kulturelle Vielfalt des traditionellen

ostjüdischen „Shtetl“ noch einmal entfal-
tete.

Strenge, aller Mystik abholde Rabbiner,
chassidische Zaddikim, religiöse, sozialis-
tische, militant-„revisionistische“ Zionis-
ten, Angehörige der anti-zionistischen
Arbeiterorganisation „Bund“, „Hebra-
isten“ und „Yiddischisten“, Fromme und
Freidenker – sie alle gehörten zur Ge-
meinschaft der „She’erit ha-Pletah“ mit
einem grundsätzlich identischen Schicksal
in der jüngsten Vergangenheit – und dem
Anspruch, je unterschiedliche Hoffnun-
gen auf eine bessere Zukunft hegen und
propagieren zu dürfen.

Es mutet kaum glaublich an, dass Men-
schen, mit knapper Not Gaskammern
und Erschießungskommandos, Typhus-
epidemien und Hungertod entronnen,
das Herstellen und Lesen von Büchern
ein vordringliches Anliegen war.

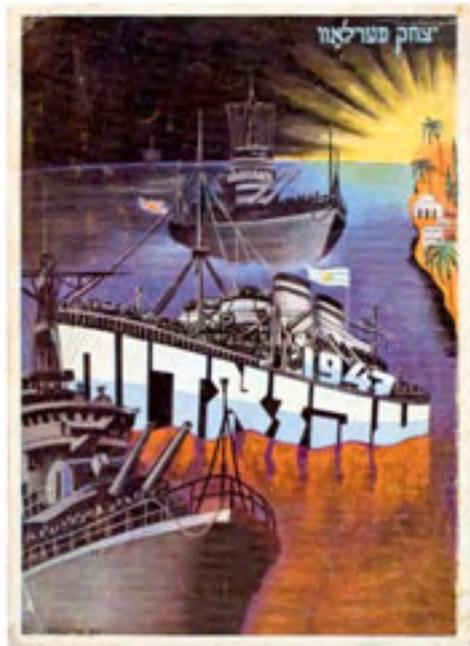
Da gab es Werke aus dem reichen Fun-
dus der religiösen Literatur – Bibeln und
Bibelkommentare, Talmudtraktate,
Gebetbücher, Liturgien zu Feiertagen,
Schriften zur religionsgesetzlich vorge-
schriebenen Lebensführung – und kaum
eines von ihnen, das nicht auf diese oder
jene Weise Bezug nahm auf die jüngst
erlittene Katastrophe. Der 1948 in Mün-
chen publizierte 19-bändige „Survivors’
Talmud“ war – ein Unikum unter den
grundsätzlich schmucklos gehaltenen Tal-
mudim – mit einem Titelblatt versehen,
auf dem im unteren Teil dargestellt ist,
wie Häftlinge in einem KZ Leichen auf
einen Karren stapeln; gesprengte Sta-
cheldrahtumzäunungen zeigen, Wegwei-
sern gleich, das Ziel im oberen Teil des
Titels an: die im Sonnenglanz liegende
Burg Zion zu Jerusalem.

Zahlreiche Werke der säkularen Literatur sind mit dem anschaulichen Symbol eines Baumes versehen, dessen Stamm gefällt und abgestorben ist, dessen Wurzeln aber tief in die Erde reichen; aus seinem Stumpf brechen neue Triebe hervor, die die Konturen des Landes Israel bilden. Neben Ausgaben von „Klassikern“ der modernen hebräischen und jiddischen Literatur sind in dieser Kategorie die ersten Dokumentationen des Genozids in Wort und Bild bemerkenswert: sie bezeugen Leiden und Sterben, aber auch Widerstand und Lebenswillen der Verfolgten. Von besonderer Bedeutung waren Wochenzeitungen und Zeitschriften, mit deren Hilfe vermisste Angehörige gesucht und gefunden wurden.

Nicht zuletzt kommt jenen Bildbänden ein hoher dokumentarischer Wert zu, die das Leben im „Wartesaal“ zeigen: die Ausbildung von Kindern und Jugendlichen, die kulturellen und sportlichen Veranstaltungen, die Tätigkeit von Rabbinern, Ärzten, Druckern und Schriftstellern. Nicht Stolz, eher melancholisch gestimmtes Selbstbewusstsein spricht aus dieser Literatur, zu der auch die eingangs erwähnte, von B. Kossovski zusammengestellte Bibliographie gehört.

Insgesamt dürften es 400 Werke sein, die in den Camps zwischen 1945 und dem Beginn der 50er-Jahre veröffentlicht wurden. Mit dem Erwerb des Münchener Talmuds und weiteren 200 Drucken hat die Orientabteilung der SBB-PK begonnen, diese Literatur zu sammeln und zu erschließen.

„Ud mutsal me-esh“ – dem Feuer entrisenes Scheit: das bildhafte Wort der Pro-



Yitshak Perlov
Eksodus 1947 – Poeme
München 1948

Der Dichter Yitshak Perlov (1911–1980) gehörte zu den 4500 Passagieren der „Exodus 47“, die 1947 von Sète aus Jaffa anliefe. Die britischen Behörden verhinderten nicht nur die Einreise der Immigranten, sondern erzwangen deren Rückkehr nach Europa: auf drei mit Stacheldrahtverhauen umgebene und von englischer Militärpolizei bewachte Lager in Norddeutschland verteilt, konnten die Überlebenden erst nach der Gründung des Staates Israel zu ihrer „Aliyah“ aufbrechen.

pheten (Sacharja 3,2; ähnlich Amos 4,11) für den Überlebenden von Krieg und Verfolgung gilt für jedes einzelne Exemplar dieser Sammlung gleichermaßen.

ZUR UMSCHLAGABBILDUNG

Dos Judische Wort
Zentralorgan fun Agudat Yisrael in
Deutschland
Nr. 2, 3. März 1946
Feldafing

Die orthodoxe Vereinigung „Agudat Yisrael“ machte sich in den Lagern insbesondere um die religiöse Betreuung und Ausbildung von Kindern und Jugendlichen verdient. Sie unterhielt in jedem Lager Schulen, Altersheime und Krankenhäuser, vielfach hatte sie auch die Leitung der Lagerküchen inne, um koscheres Essen zu garantieren.



UNTERGANG UND NEUBEGINN

Der fotografische Nachlass
von Tino Walz (1913–2008)
im Bildarchiv der
Bayerischen Staatsbibliothek

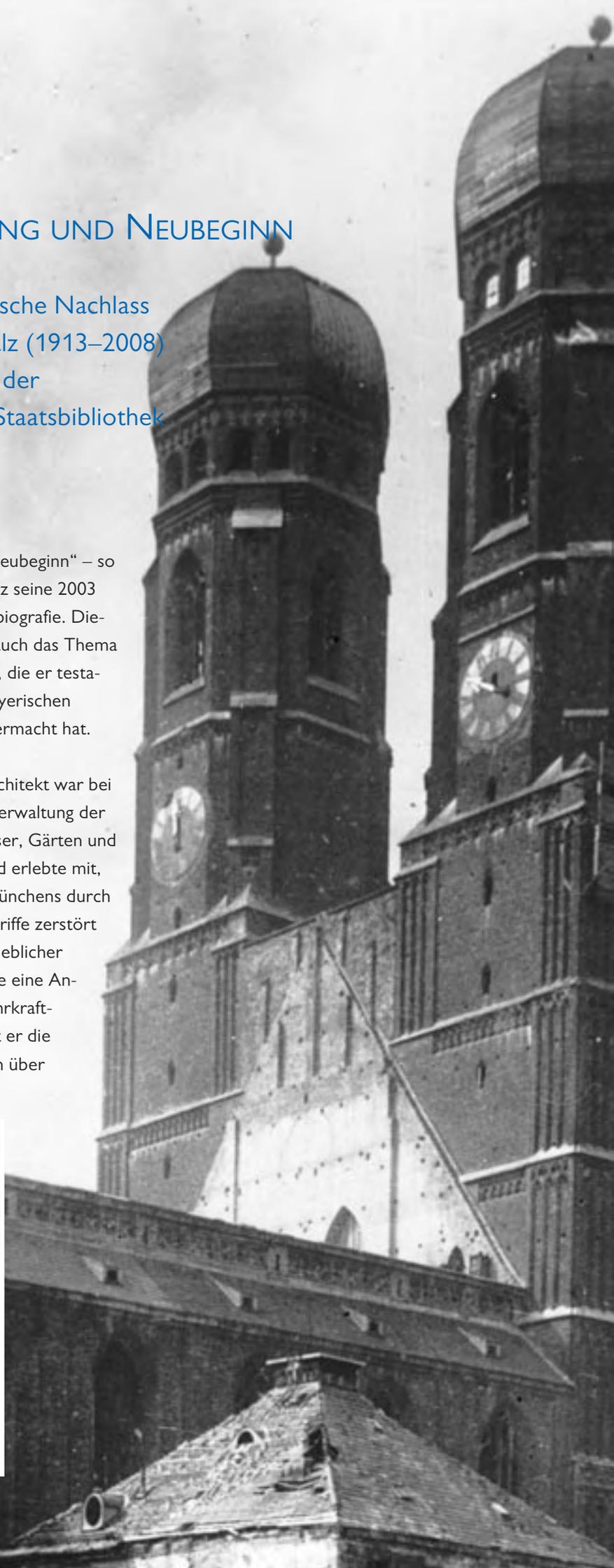
Hermann Liebherr
arbeitet in der Abteilung Benutzungsdienste und in der Abteilung Karten und Bilder der Bayerischen Staatsbibliothek

„Untergang und Neubeginn“ – so betitelte Tino Walz seine 2003 erschienene Autobiografie. Dieser Titel umreißt auch das Thema seiner Fotografien, die er testamentarisch der Bayerischen Staatsbibliothek vermacht hat.

Der Schweizer Architekt war bei der Bayerischen Verwaltung der Staatlichen Schlösser, Gärten und Seen angestellt und erlebte mit, wie große Teile Münchens durch 73 alliierte Luftangriffe zerstört wurden. Trotz erheblicher Risiken – es drohte eine Anzeige wegen „Wehrkraftzersetzung“ – hielt er die Bombenschäden in über 200 Bildern fest.

Die Münchner Frauenkirche um 1946. Die Reste des Dachstuhls sind bereits entfernt.

unten: Tino Walz im März 1945 auf der Mensa eines zerstörten Altars der Heilig-Geist-Kirche in München.





Einer breiteren Öffentlichkeit wurde Tino Walz durch seine Kulturgüter-Rettungsaktionen am Ende des Krieges bekannt: Die in Blechkästen eingeschweißte Graphiksammlung der Veste Coburg versenkte er im Tegernsee. Die Preziosen der Schatzkammer der Residenz verfrachtete er mit seinem Opel Kadett zunächst nach Schloss Neuschwanstein, dann in den Keller eines Bauernhauses bei Gmund am Tegernsee. Nachdem er sich einige Wochen lang in die Schweiz abgesetzt hatte, offenbarte er den Amerikanern die Verstecke. Auch diese heiklen Missionen wurden im Bild festgehalten.



oben links: 1944 brachte ein Bombentreffer die Halle im Grottenhof der Residenz zum Einsturz. Die zuvor „nur“ ausgebrannten „Reichen Zimmer“ wurden vollständig zerstört.

links: Blick durch den zerstörten Steinzimmertrakt am Kaiserhof der Residenz zur Theatinerkirche um 1945.

oben rechts: Haltestelle der „Bockerlbahn“ auf dem Areal des Verkehrsministeriums in der Arnulfstraße 1944.

Mitte: Zwangsarbeiterinnen aus Osteuropa 1945 auf dem Gewölbe der Hofkapelle beim Säubern von Ziegelsteinen. Handschuhe wurden den Frauen offensichtlich nicht zur Verfügung gestellt.

Die in Kisten verpackten Kunstgegenstände aus der Schatzkammer der Residenz auf Tino Walz' Opel Kadett vor Schloss Neuschwanstein, 23. April 1945.



oben rechts: Auffindesituation der unter Schutt begrabenen „Patrona Boiariae“ 1945.



unten: Das gestürzte „Ehrenmal“ für die Hitlerputschisten von 1923 an der Feldherrnhalle vor dem Abtransport durch Mitarbeiter der Residenz-Bauleitung zur Bronzschrottverwertung. An einem der Haken für Kränze hängt der geköpfte Reichsadler.

Aus der so gewonnenen Bronze wurden Zepter und Reichsapfel der „Patrona Boiariae“ nachgegossen. Bis zur Wiederherstellung der Residenzfassade wurde die Madonna im Brunnenhof aufgestellt (rechts).

Der größte Teil der Sammlung zeigt die unmittelbar nach Kriegsende aufgenommene erste Wiederaufbauphase der fast vollständig zerstörten Münchner Residenz. Wertvolle Rohstoffe wurden gesichert. Mit einer „Dachaktion“ wurden die Ruinen gegen die Witterung geschützt. Die Innenhöfe wurden vom Schutt befreit, erste kulturelle Veranstaltungen organisiert.





Weil er sich mit seinen Vorstellungen zur Gestaltung des neuen Herkulesaals nicht durchsetzen konnte, verließ Walz 1949 die Residenzbauverwaltung und machte sich selbständig. Er widmete sich u. a. der Landesplanung in der Schweiz. Bis zu seinem Tod blieb er jedoch den „Freunden der Residenz“ verbunden und engagierte sich im Münchner Kulturleben.

Auch seine Reiseeindrücke hielt Tino Walz im Bild fest. So finden sich Motive

oben links: Schon im August 1945 fand das erste „Grottenhofkonzert“ statt. Die Konzerte unter den Notdächern fanden regen Publikumszuspruch.

unten links: Der damals älteste Bauteil der Residenz, das Ballspielhaus der Neuveste, wurde bis Mai 1946 zum „Theater am Brunnenhof“ umgebaut. 1958 musste es dem Foyer des in den Apothekenstock verlegten Cuvilliétheaters weichen.

oben rechts: 1946–1947 wurden die eingestürzten Gewölbe des Antiquariums rekonstruiert. Von den „Kurfürstenzimmern“ im oberen Stock waren nur die Außenmauern stehen geblieben. Hier befand sich übrigens 1571–1599 der Standort der herzoglichen Hofbibliothek, der heutigen Bayerischen Staatsbibliothek.

unten rechts: Die während des Krieges ausgelagerten Rokoko-Schnitzereien des Cuvilliétheaters wurden 1945 im Schloss Schleißheim getrocknet und sortiert.



Die Nürnberger Altstadt-„Steppe“
1951: Links die Frauenkirche, rechts
das Hans-Sachs-Denkmal auf freiem
Feld.



Mitte: Der zerstörte Thronsaal in
Klenzes Festsaalbau der Residenz.
Die Gewölbe des Erdgeschosses wur-
den teilweise durchschlagen, einige
Wittelsbacher-Statuen stürzten ab.
Hier entstand 1951–1953 der Neue
Herkulesaal.

u. a. aus Würzburg, Veitshöchheim,
Nürnberg, Bamberg, Berlin, Paris und
natürlich der heimatlichen Schweiz.

Alle 1003 Aufnahmen sind nun, neben
dem Fotoarchiv Hoffmann, den im Auf-
bau befindlichen Fotoarchiven Timpe,
Johannes und Fruhstorfer und der Por-
trät- und Ansichtensammlung, als JPEGs



Reiseimpressionen aus Paris: Am
Stand eines Bouquinisten am Seine-
Quai, Winter 1934/1935.

in der Datenbank des Bildarchivs der
Bayerischen Staatsbibliothek einsehbar
(www.bsb-muenchen.de → Literatur-
suche → Spezialbestände → Bilder). Auf
Anfrage werden Scans in hoher Auf-
lösung, gegen entsprechende Gebühr, für
Publikationen zum Download bereit-
gestellt.

(Kontakt: bildarchiv@bsb-muenchen.de)

„WE MAY MEET AGAIN AND BE TOGETHER AS IN FORMER YEARS“

Neue Bonhoeffer-Dokumente für die Staatsbibliothek zu Berlin

Zu den bekanntesten Nachlässen, die die Handschriftenabteilung der Staatsbibliothek zu Berlin verwahrt, gehört der Nachlass Dietrich Bonhoeffers. Es ist im letzten Jahr unter großzügiger finanzieller Beteiligung zahlreicher durch den Freundes- und Förderverein der Staatsbibliothek gewonnener Sponsoren gelungen, diesen Nachlass restaurieren zu lassen und ihn um wertvolle Originalbriefe zu ergänzen.

Noch in diesem Jahr soll der Nachlass Bonhoeffers durch seine Digitalisierung einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich werden. Die Fülle des Materials in diesem Nachlass, der Bonhoeffers theologische Werke, Korrespondenz und Lebensdokumente ebenso umfasst wie Fotos, politisch wichtige Dokumente und Briefe bedeutender Zeitzeugen, lädt ein, Lebensgeschichte, Wissenschaft und menschliches wie politisches Umfeld der bekanntesten und am meisten verehrten Persönlichkeit des deutschen Widerstands zu studieren.

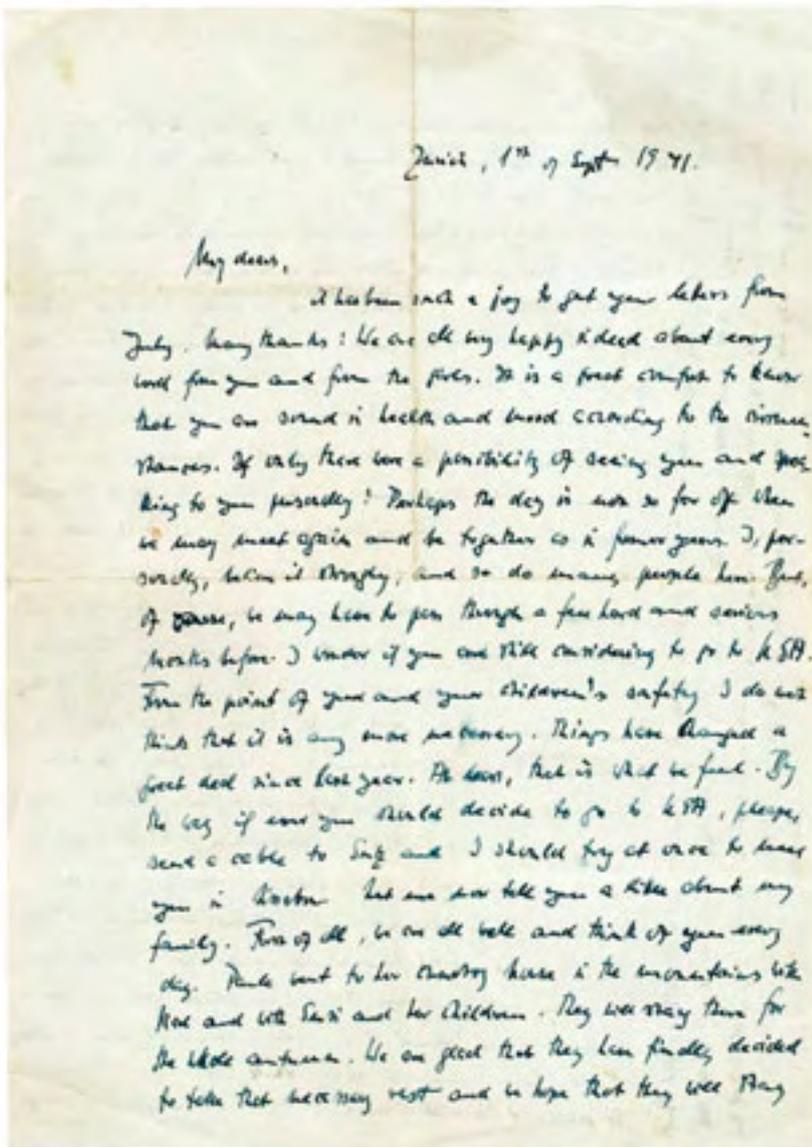
Als der Nachlass Bonhoeffers 1996 aus dem Besitz des Schülers und vertrauten Freundes, Eberhard Bethge, erworben wurde, enthielt er neben den unzähligen als Original verwahrten und nach 1945 von Bethge mühevoll zusammengetragenen

Briefen, Manuskripten und persönlichen Dokumenten auch eine große Menge an Fotokopien und Abschriften. Diese hatte Bethge von Verwandten, Freunden und anderen Briefpartnern Dietrich Bonhoeffers erbeten, um dessen Leben und Werk möglichst vollständig dokumentieren zu können. Gleichzeitig benötigte er diese Kopien auch zur Arbeit an der 1999 abgeschlossenen Bonhoeffer-Werkausgabe. Zu den meist nur mit Kopien vertretenen Briefen zählt auch die Korrespondenz Dietrich Bonhoeffers mit seiner Familie.

Aus dem Nachlass der 1999 verstorbenen Zwillingsschwester Sabine, die 1926 den Rechtsgelehrten Gerhard Leibholz heiratete und mit diesem 1938 ins Exil nach London ging, konnte nun eine dieser Lücken im Nachlass geschlossen werden. Mit der Übernahme der Nachlässe Sabine Leibholz' und ihrer Tochter Marianne kamen nicht nur interessante Korrespondenzen Sabine Leibholz' mit den Eltern, anderen Geschwistern und Freunden sowie ihre Manuskripte (Nachl. 479), sondern auch die Originale der an sie gerichteten Briefe Dietrich Bonhoeffers (Nachl. 478) in die Staatsbibliothek.

Die neu erworbenen 70 Briefe und Postkarten stammen aus den Jahren 1910

Dr. Jutta Weber
ist stellvertretende Leiterin
der Handschriftenabteilung der
Staatsbibliothek zu Berlin



bis 1941. Einer der ersten – noch nicht eigenhändigen – Briefe ist von Dietrich und Sabine an die Eltern gerichtet: „In unserem Garten haben wir Schokoladenklöße aus Erde gebacken, die schmeckten sehr schön. Liebe Mama, darf ich Dir auch einmal einen solchen machen, wenn Du wiederkommst?“

In einem Brief aus Tübingen, dem ersten Studienort Bonhoeffers, geht es ebenfalls um die Familie, doch auch Politisches

spielt hinein: Die Großmutter väterlicherseits, Julie Bonhoeffer, die in Tübingen ein Haus besitzt, will nach Berlin ziehen, Sabine soll mit den Eltern darüber sprechen, wie sie im Haus in der Marienburger Allee untergebracht werden kann. Der undatierte Brief endet mit einer Erwähnung des Hitler-Putschversuchs am 8./9. November 1923 in München: „Es gehen schreckliche politische Gerüchte in der Stadt, und die Zeitungen sind auch so unzuverlässig und sensationell. Ganz Süddeutschland soll sich vom Reich losgesagt haben!“

Am 11. Oktober 1938 – Familie Leibholz war am 9. September mit dem Grenzübertritt in Basel die Emigration nach London geglückt, wo Dietrich Bonhoeffer in seinen ehemaligen Pfarrgemeinden ihre Aufnahme vorbereitet hatte – schreibt er an den Schwager mit konkreten Hinweisen, wie die Familie sich in London besser zurechtfinden könne. So gibt er ihm z. B. die Adresse und Telefonnummer des Londoner Freundes und Amtskollegen an der St. Georgsgemeinde, Julius Rieger, und nennt weitere „Leute, die Ihr besuchen könntet.“

Eine Fülle von Informationen lassen sich aus diesen Briefen herauslesen; sie verdichten das Bild, das Eberhard Bethge in seiner Biographie des Freundes zeichnet und das Dietrich Bonhoeffers Charisma ausmacht: Die uneingeschränkte Zuwendung zu den ihm wichtigen Aufgaben, seien sie auf politischem, sozialem oder familiärem Gebiet.

Zu den Originaldokumenten gehört auch eine Postkarte Dietrich Bonhoeffers, geschrieben an seine Schwester am 20. Juni

1939 aus New York. Dorthin hatte er auf Betreiben amerikanischer Freunde eine Einladung zur Teilnahme an einem Sommer-Kurs der Columbia University und des Union Theological Seminary erhalten, durchaus mit dem Plan, dem in Deutschland zunehmend bedrohten Bonhoeffer einen längeren Auslandsaufenthalt zu ermöglichen. Bonhoeffer kann und will sich der Verantwortung, die er im Widerstand als seine Aufgabe erkennt, nicht entziehen. An jenem Tag, dem 20. Juni 1939, entscheidet er sich: „Im Blick auf die schauderhafte Lage drüben, und da ich doch nur bis August geblieben wäre, habe ich mich entschlossen, schon mit Karl-Friedrich [dem Bruder, der als Physiker Vorträge in Chicago gehalten hatte, J. W.] zurückzufahren.“ – Zu den neuen Erwerbungen gehört auch ein Brief, den der amerikanische Theologe Paul Lehmann, langjähriger Freund Bonhoeffers und seiner Familie, 1948 zutiefst erschüttert von der ihm erst verspätet zugewandten Nachricht des Todes Bonhoeffers, an die Eltern Bonhoeffers schrieb: „Ich war zum letzten Mal mit Dietrich zusammen, als er 1939 von New York nach Deutschland zurückkehrte.“

Am 19. März 1941 rät Bonhoeffer aus Zürich, wo er sich im Auftrag der Widerstandsgruppe um Admiral Canaris aufhält und nun offen schreiben kann, der Schwester von Plänen ab, in die USA zu übersiedeln: „My personal feeling is that it is perhaps no more necessary to take such farreaching decisions.“ Diese hoffnungsvolle Stimmung hält auch noch bei seinem zweiten Schweiz-Aufenthalt an: Am 1. 9. 1941 schreibt er: „If only there were a possibility of seeing you and



Maria von Wedemeyer

speaking to you personally. Perhaps the day is not so far off when we may meet again and be together as in former years. I, personally, believe it strongly, and so do many people here.“

Im Nachlass der Sabine Leibholz finden sich auch Briefe, die Dietrich Bonhoeffers Braut Maria von Wedemeyer nach 1945 an sie und die Eltern Bonhoeffer schickte. Auch diese Originale liegen nun in Berlin. Eine besonders intensive Faszination geht dabei von einer eigenhändigen Abschrift aus, die Maria von Wedemeyer zu Weihnachten 1945 ihren Schwiegereltern schickt: Das Gedicht „Von guten Mächten“, das Dietrich Bonhoeffer zu Weihnachten 1944 gedichtet und seiner Braut aus dem Gefängnis geschickt hatte, liegt in seiner Handschrift als Original in ihrem Nachlass, der in der Houghton Library in Harvard verwahrt wird. Die Staatsbibliothek besitzt nun diese ganz besondere Abschrift von ihrer Hand.

Von Dietrichs Braut, Maria von Wedemeyer
für die Akten aufgeschrieben 1945 Wechseltun.
von Dietrichs Gedicht.

Von gütten Mächten bist und will uns geben
 Befül und gschöpft unüberbar, -
 So will ich dir sage mit lung leben
 und mit lung sagen ich nie unüberbar. -

 noch will das alle un/er gütten quälen.
 noch dinstt und dörpe sage pfunde last,
 auf, güt, gib un/er auf gschöpftun stellen
 das gail, für das du uns beitel fast.

 Und sieffst du und den pfunden dinst, den bitten
 der lichte, gefüßt ist die die fügen band,
 so un/er un/er ich dinstbar gütten zittun

Bonhoeffers Gedicht „Von guten Mächten“ in einer Abschrift von Maria von Wedemeyer

Sehr erfreulich ist es, dass sich um den Nachlass herum weitere wichtige Dokumente zur Bewahrung des Andenkens an Bonhoeffer ansammeln: So konnten die Akten der Stiftung Bonhoeffer-Lehrstuhl am New Yorker Union Theological Seminary übernommen werden (Nachl. 483), ebenso die Unterlagen eines Seminars an der Evangelischen Fachhochschule Hannover, das 1996 unter Professor Karl-Heinz Lehmann die Rechtswidrigkeit des Hochverrats-Urteils gegen Bonhoeffer und andere Widerstandskämpfer behandelte, und in dessen Folge die Nichtigkeit des 1945 ergangenen Urteils bestätigt wurde (Nachl. 470). Von verschiedenen Seiten erhielt die Handschriftenabteilung außerdem Bonhoeffers Werke in Übersetzungen und Publikationen über ihn als Ergänzung des Nachlasses.

Aus dem Arbeitszimmer des im Jahr 2000 verstorbenen Eberhard Bethge gelangten neben zahlreichen, bisher hier nicht vorhandenen Werken zu Dietrich Bonhoeffer und dem Widerstand vor allem eine große Anzahl Dissertationen, Kleinstschrifttum und Manuskripte anderer sowie Bethges eigene Predigten, Vorträge und Korrespondenz mit zum Teil namhaften Historikern und Theologen, Familienangehörigen und Freunden in die Bibliothek. Damit vervollständigt sich ein bereits als Erweiterung des Nachlasses Bonhoeffers vorhandener Teil des Nachlasses Bethges in idealer Weise: Einfluss des einen, Verarbeitung, Bewertung und Zuordnung durch den anderen lassen sich in der Materialfülle beider Nachlässe studieren wie in wenigen anderen Nachlässen.

Ein unbekannter Kunstmäzen der Jahrhundertwende:

WILLY LEVIN ZUM 150. GEBURTSTAG

„... ich schreibe gerne an Sie, höre gerne von Ihnen, wie ich Sie stets und in allen Situationen gerne sehe und mich allezeit gerne erinnere, dass ein Mensch Ihrer Art auf der Welt ist.“ So schrieb der Schriftsteller Hugo von Hofmannsthal im Februar 1913 an den Berliner Kunstförderer Willy Levin, der in diesem Jahr seinen 150. Geburtstag hat.

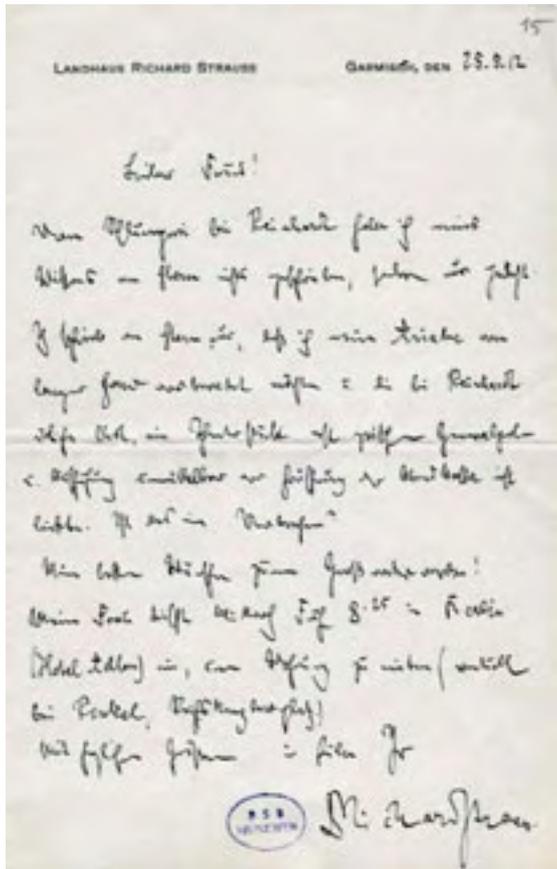
Doch trotz seiner zahlreichen kulturellen Verdienste ist der Textilkaufmann und Kommerzienrat Willy Levin völlig unbekannt geblieben. Daran ist er nicht ganz unschuldig, denn seinen Namen oder seine Hilfe wollte er nie repräsentiert sehen. Er hielt sich als ideeller wie materieller Förderer stets im Hintergrund, in der Öffentlichkeit wollte er, anders als viele Kulturmäzene, nie stehen. Gerade diese Bescheidenheit sowie sein wacher Sinn für Musik und Literatur ließen ihn zu einem begehrten Vermittler zwischen den Künsten und ihren Akteuren werden. Erst nach seinem Tod 1926 wurde einem weiteren Kreis bekannt, welchen Einfluss er im Verborgenen auf das künstlerische und literarische Leben vor allem in Berlin, aber auch deutschlandweit ausgeübt hatte. Besonders die Korrespondenzen seines kleinen Nachlasses, der in der Bayerischen Staatsbibliothek aufbewahrt wird, geben ein beredetes Zeugnis seines weitreichenden Wirkens.

Zahlreiche Theateraufführungen, Buchpublikationen, Konzertpremierer, ja sogar einige Künstlerkarrieren wären ohne sein ideelles oder finanzielles Zutun wohl nicht zu Stande gekommen. Nicht nur berühmten Persönlichkeiten wie Hugo von Hofmannsthal, Max Reinhardt, Richard Strauss, Hans Pfitzner oder Josef Ruederer kam er vermittelnd oder materiell zu Hilfe, auch einer großen Zahl armer, besonders jüdischer Künstler ermöglichte er das Studium und sorgte für ihren Lebensunterhalt. Als Gegenleistung und um das Selbstbewusstsein der jungen Künstler zu stärken, erwartete er nur, dass diese bei künstlerischen Abenden in seinem Haus gelegentlich

Dr. Maximilian Schreiber
arbeitet im Referat für Nachlässe
und Autographen der Bayerischen
Staatsbibliothek



Porträtaufnahme von Willy Levin
um 1910 (BSB-Sign. Ana 502)



Brief von Richard Strauss an Levin vom 25. 5. 1912 zur Frage der Uraufführung der Oper „Ariadne auf Naxos“ (BSB-Sign. Ana 502)

ihre Kunst zum Besten gaben. Oft wirkte er bei seinen Hilfsaktionen über Mittler, so dass die Unterstützen mitunter nicht wussten, woher die Zuwendungen kamen. Bei so mancher Komponisten- oder Dichterpremiere gab es rauschende Feiern mit allgemeiner Bewirtung, ohne dass den Teilnehmern der Spender des Abends bewusst war.

Einer seiner Verbindungsmänner war der Journalist und Literaturwissenschaftler Arthur Eloesser, der aber auch nach Levin

Tod im Jahr 1926 eisern zu dessen zahlreichen philanthropischen Bemühungen schwieg. Im Nachruf auf Levin in der Vossischen Zeitung, für die Eloesser vornehmlich schrieb, berichtet er etwa auch davon, dass von Levin wieder einmal eine ungewöhnliche Leistung verlangt wurde, und zwar mit der Begründung, „daß das deutsche Volk zur Förderung einer besonders wertvollen Kraft schnell eingreifen müßte“. Nach einigem Zögern habe Levin schließlich gesagt: „Na gut, so werde ich wohl wieder das deutsche Volk sein müssen ...“

Über seine Person ist nicht allzu viel bekannt. Levin, 1860 im Pommerschen Stolp geboren, kam um 1885 als junger Kaufmann nach Berlin und baute zusam-

men mit seinem Bruder Otto und dem Unternehmer James Engländer erfolgreich ein großes Konfektionshaus auf. Neben seiner geschäftlichen Tätigkeit ließ sich der musikbegeisterte Levin an einem privaten Konservatorium zum Sänger ausbilden, wodurch er rasch Verbindungen mit anderen Musikern knüpfte. Das großbürgerliche Haus Levins wurde bald zu einem Treffpunkt für musikalische Abende, die von so illustren Persönlichkeiten wie Richard Strauss, dem jungen Hans Pfitzner und den Dirigenten Bruno Walter und Otto Klemperer besucht wurden. In der Hilfe, die Levin dem im sozialen Umgang eher schwierigen Pfitzner bei Verhandlungen mit Verlegern, Bühnen und Sängern leistete, offenbarte sich bereits sein großes Talent: Seine offenerzige Art machte ihn zu einem ausgezeichneten Diplomaten, auf den sich seine Künstler-Freunde gerne verließen. Wenn es galt, einen arroganten Meister mit einem verärgerten Intendanten zu versöhnen oder einen Verleger und einen Schriftsteller an einen Tisch zu bringen, war er der richtige Mann.

LEVIN UND DIE URAUFFÜHRUNG DER OPER „ARIADNE AUF NAXOS“ 1912

Am Beispiel des Vorspiels zur Uraufführung der Oper „Ariadne auf Naxos“ am 25. Oktober 1912 zeigt sich gut das Geschick Levins, die unterschiedlichen Interessen von Komponist, Autor, Regisseur, Intendanten, Schauspielern und Sängern auszugleichen und eine erfolgreiche Uraufführung zu Stande zu bringen. Die im Münchner Nachlass enthaltenen Briefe, die Hugo von Hofmannsthal, Richard Strauss und Levin dabei wechselten, geben Einblicke in den Vorgang.

Zunächst standen sich Hofmannsthal und Strauss in ihren unterschiedlichen Interessen gegenüber. Beide wollten zwar die Oper unter der Regie Reinhardts zur Uraufführung bringen, Strauss aber am Königlichen Opernhaus in Dresden und Hofmannsthal am Deutschen Theater in Berlin. Strauss bat daraufhin Levin, „alle Hebel in Bewegung zu setzen, dass Dresden mit Reinhardt zu Stande kommt“. Levin gelang es schließlich, auch den freilich darüber unglücklichen Hofmannsthal von dieser Lösung zu überzeugen. Doch nachdem Levin die Verhandlungen mit Dresden bereits eingeleitet hatte, kam es bald zu Streitigkeiten über die Besetzung der Oper und den Dirigenten der Uraufführung. Nikolaus Graf von Seebach, der Intendant der Dresdner Oper von 1894 bis 1919, war nämlich nicht dazu bereit, Strauss bis zum letzten Tag vor der Uraufführung in Besetzungsfragen mitreden zu lassen, und wollte zudem die Premiere nicht von Strauss, sondern von Dresdens Generalmusikdirektor Ernst von Schuch dirigieren lassen.

In Folge dieser Querelen schlug Strauss kurzer Hand vor, die Oper zur Eröffnung des neuen Königlichen Hoftheaters in Stuttgart uraufzuführen. Von dieser Idee riet aber nun Levin vehement ab: „Das kann nur ein Lokalerfolg werden [...] Bitte lieber Dr. Strauß hören Sie diesmal *ein wenig* auf mich und nehmen Sie Dresden *wie es ist* ... bitte verhandeln Sie vorläufig nicht mit Stuttgart.“

Auch Hofmannsthal sprach sich nachdrücklich für Dresden aus. Ein Brief an Levin zeigte dabei sein fehlendes Vertrauen in die Zuverlässigkeit von Strauss.

Er teilte mit, dass er sich zu nichts zwingen lassen werde und drohte mit der Möglichkeit, die Oper konzertant aufzuführen, wenn kein geeigneter Aufführungsort gefunden werden könne. Letztendlich konnte Levin die Uraufführung doch noch erreichen, da er für Stuttgart so gute Bedingungen aushandelte, dass nicht nur Strauss („Hurrah! Was sagen Sie jetzt? Ihnen tausend Dank für Alles ...“) sondern auch Hofmannsthal davon überzeugt waren. Dieser wusste, dass das Zustandekommen allein Levins Verdienst war: „... dass wir die endgiltige Lösung, die ich vortrefflich finde (Strauss am Pult, Reinhardt mit mir die Regie, Stern als Decorateur u die Hempel als Zerbinetta) nur Ihnen, Ihrer unermüdlich aufopfernden Freundschaft verdanken, steht für mich fest und ich danke Ihnen für meinen Theil aufs herzlichste.“

Wie sehr auch Strauss Levin schätzte, zeigt die Tatsache, dass er ihm musikalische Denkmäler setzte, die unmittelbar mit dem Skatspiel in Verbindung standen. Beide liebten nämlich dieses Spiel und griffen zu den Karten, wann immer sie sich trafen. Sogar die Hausmusik geriet darüber ins Hintertreffen. So widmete Strauss seinem Freund nicht nur einen kleinen Skat-Kanon, der allerdings so kompliziert war, dass ihn niemand vortragen konnte, sondern verewigte Levin auch musikalisch in seiner Oper „Intermezzo“ (1924) als skatspielenden Kommerzienrat.



Porträtaufnahme von Hugo von Hofmannsthal aus dem Jahr 1925 (BSB-Sign. Cgm 8317)

THEODOR FONTANES NOTIZBÜCHER



Dr. Gabriele Radecke
ist wissenschaftliche Mitarbeiterin
am Seminar für Deutsche Philologie
der Universität Göttingen, Leiterin
der Fontane-Arbeitsstelle und
Mitherausgeberin der Großen
Brandenburger Fontane-Ausgabe.

Bei der Auktion der Berliner Autographenhandlung Hellmut Meyer & Ernst am 9. Oktober 1933 kamen mit Fontanes Nachlass auch 67 Notizbücher zur Versteigerung. Die Notizbücher gehörten zu den Spitzenstücken der Auktion. Der Schätzwert lag bei 1275 RM, der Zuschlag erfolgte bei 670 RM. Mit dieser Auktion wurde Fontanes Nachlass endgültig auf verschiedene öffentliche Institutionen und Privatsammlungen verstreut. Glücklicherweise gilt das nicht für die Notizbücher. Obgleich das Auktionshaus eine Stückelung auf fünf Konvolute vornahm (Nr. 507 bis 511), wurde durch den Gesamtankauf der Preußischen Staatsbibliothek (heute: Staatsbibliothek zu Berlin) eine Zersplitterung verhindert.

INHALT UND FUNKTION DER NOTIZBÜCHER

Spätestens auf seinen ersten Ausflügen in die Mark Brandenburg im Jahre 1859 hat Fontane begonnen, Notizbücher zu führen, die er dann fast dreißig Jahre bis zum Ende der 1880er-Jahre benutzte. Es sind hauptsächlich schmucklose, bei den Berliner Schreibwarenhändlern erworbene fadengebundene Pappbändchen im Format 10 x 17 cm. Jedes Notizbuch umfasst etwa 100 bis 150 Seiten und enthält eine Fülle unterschiedlicher Aufzeichnungen,

die weder chronologisch noch thematisch angeordnet sind, sondern sich willkürlich über die Seiten hin verteilen. Fontane benutzte gewöhnlich einen Bleistift. Der unregelmäßige Duktus, die vielen Buchstabenverschleifungen und die häufige Verwendung von Abkürzungen zeigen, dass die meisten Notizen unterwegs geschrieben wurden. Die Notizbücher dokumentieren die Produktivität und Vielfalt seiner schriftstellerischen Tätigkeit auf kleinem Schreibraum. Die Aura des ganzen Fontane ist in allen Notizbüchern präsent: Fontane als Wanderer und Reisender, als Journalist, als Kriegsberichterstatte, als Theaterkritiker, als Romancier und Lyriker, als Briefschreiber und Tagebuchchronist sowie als Vortragsbesucher und Zeichner. Im Unterschied zu den anderen Fontane-Handschriften, die als lose Blätter aufbewahrt werden, dokumentieren die

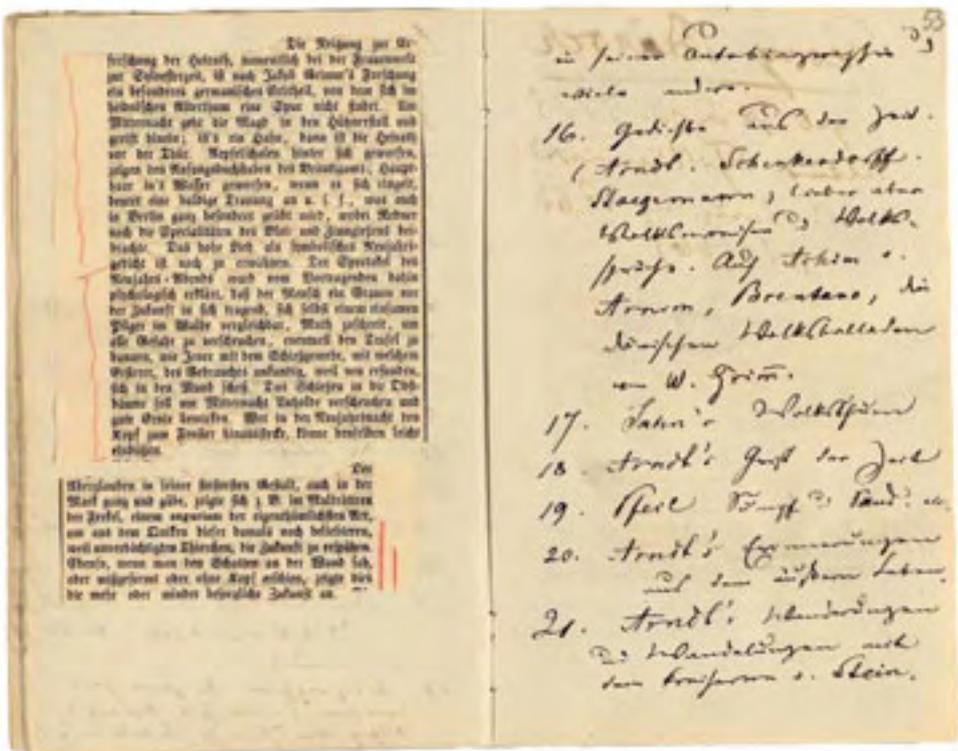
*Theodor Fontane. Fotoporträt
Atelier Loescher und Petsch (1869)
(Theodor-Fontane-Archiv Potsdam,
AI 158)*

Notizbücher durch ihre Geschlossenheit die parallele Entstehung unterschiedlicher Texte.

Die Notizbücher waren Fontanes ständige Begleiter auf den Ausflügen in die Mark Brandenburg, auf den Fahrten durch Deutschland – bis hinab nach Schlesien –, in die Schweiz, nach Italien sowie während der Reisen zu den Schlachtfeldern in Dänemark, Böhmen und Frankreich von 1864, 1866 und 1870/71. Fontane notierte nicht nur seine Eindrücke, sondern beschrieb auch Kunstwerke, hielt Gespräche von Mitreisenden fest oder exzerpierte Bücher und Inschriften; er fertigte sogar Zeichnungen von Friedhöfen, Grabdenkmälern, Kirchen und Schlössern an, skizzierte Übersichtspläne und klebte Kartenmaterial und Zeitungsausschnitte ein. Gelegentlich schrieb er auch Vorträge mit, wie etwa am 29. Juni 1870, als er an einer Exkursion zur Pfaueninsel teilnahm und dort

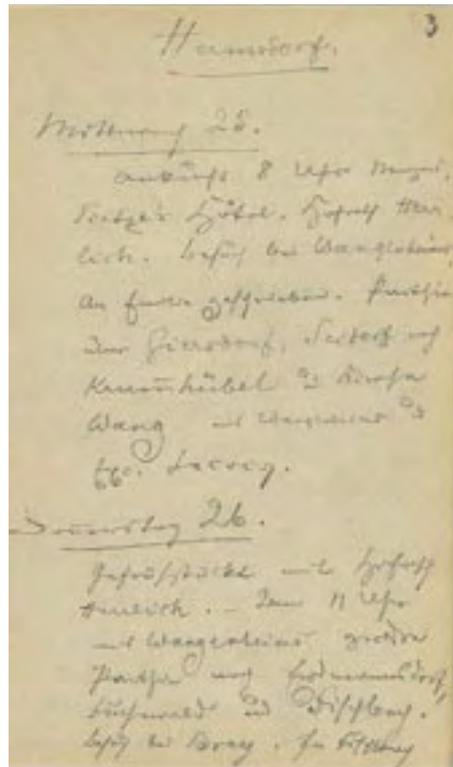


oben:
Notizbuch A3, Blatt 31
Das ehemalige Schloss Oranienburg (1861)
(Handschriftenabteilung der SBB-PK)



Notizbuch E2, Blatt 53
Zeitungsausschnitt und Literaturübersicht zu „Vor dem Sturm“
(Handschriftenabteilung der SBB-PK)

Notizbuch C3, Blatt 3
Tagebuchaufzeichnungen „Hermsdorf“ (1869)
(Handschriftenabteilung der SBB-PK)



das Referat des Königlichen Hof-Garten-Direktors Ferdinand Jühlke hörte. Einen großen Anteil an den Aufzeichnungen bilden diejenigen Notizen, die Fontane als Theaterkritiker zwischen 1870 und 1890 während der Aufführungen im Königlichen Schauspielhaus am Gendarmenmarkt festhielt und die er in seinen wenige Tage später gedruckten Rezensionen in der „Vossischen Zeitung“ verarbeitete. Gelegentlich findet man auch Briefkonzepte und Tagebuchaufzeichnungen sowie Entwürfe zu seinen Romanen und Gedichten. Wenngleich die Notizbücher als praktischer Gedächtnisspeicher für unterwegs verwendet wurden, so erschöpft sich ihre Funktion darin bei weitem nicht. Zahlreiche journalistische und poetische Texte sowie Fontanes kriegshistorisches Werk entstanden erst auf der Grundlage der Notizbucheinträge, die Fontane immer wieder neu

gelesen und umgeschrieben hat. Die Niederschriften fungierten also letztendlich als Ideen- und Stoffsammlung für anschließende Projekte; die Notizbücher bildeten somit als Rohmaterialdepot ein wichtiges Medium im schriftstellerischen Arbeitsprozess. Zur Orientierung legte sich Fontane grob strukturierte, mit Tinte in lateinischen Buchstaben reingeschriebene Inhaltsübersichten an, die er zum Teil mit Jahreszahlen versehen auf die äußere Einbanddecke des entsprechenden Notizbuchs aufgeklebt hat.

GRÜNDE FÜR EINE EDITION

Fontanes Notizbücher sind das letzte noch unveröffentlichte größere Korpus des Autors. Bis heute gibt es nur wenige Teilpublikationen, und die übrigen der noch unpublizierten Notizbuchaufzeichnungen sind nur gelegentlich für die wissenschaftliche Arbeit ausgewertet worden. Die editorische Vernachlässigung hat zur Folge, dass eine Rezeption der Notizbücher als „Werk“, dessen Bedeutung nach wie vor unterschätzt wird, ausgeblieben ist. Schon die ersten Fontane-Herausgeber, der Wiener Burgtheater-Direktor Paul Schlenker, der Kustos und spätere Direktor des Berliner Märkischen Museums Otto Pniower und Friedrich Fontane, haben die Notizbücher nicht in die postume Gesamtausgabe der Werke Fontanes aufgenommen, obwohl man bereits angefangen hatte, Nachlasspublikationen vorzulegen wie beispielsweise den von Josef Ettliger 1908 herausgegebenen Band „Aus dem Nachlaß von Theodor Fontane“. 1924 etwa hat Friedrich Fontane begonnen, eine Bestandsaufnahme der Notizbücher zu erarbeiten; sie wurde erst 1976 in

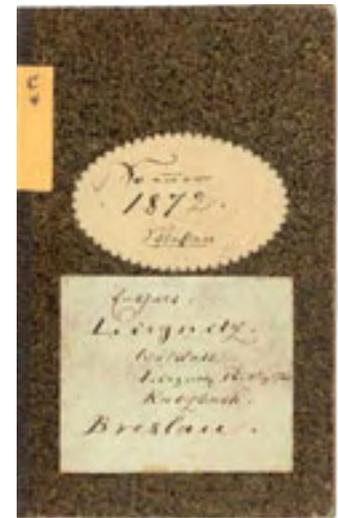
den „Fontane Blättern“ veröffentlicht. Er legte auf den Rückseiten alter Tageskalenderblätter Inhaltsverzeichnisse an und klebte diese auf die entsprechende vordere innere Einbanddecke auf. Obwohl Friedrich Fontane als Verleger und Nachlassverwalter ein exzellenter Kenner der Werke seines Vaters war, gelang es ihm nicht, alle Notizbuchaufzeichnungen zu identifizieren und den einzelnen Texten zuzuordnen.

In Verbindung mit der Staatsbibliothek zu Berlin bereitet die Verfasserin eine vollständige und kommentierte Ausgabe der Notizbücher vor, die auch eine ausführliche Inhaltsübersicht enthalten wird. Der Gebrauch unterschiedlicher Schreibgeräte, der Wechsel zwischen flüchtig hingeworfenen Notizen und reinschriftlichen Einträgen sowie die Zeichnungen und einmontierten Zeitungsausschnitte erfordern ein anspruchsvolles und komplexes Editionsverfahren. Es ist geplant, die Notizbücher als kombinierte Buch- und elektronische Ausgabe vorzulegen, die im Verlag De Gruyter erscheinen

wird. Mit der Erstveröffentlichung von Theodor Fontanes Notizbüchern wird eine der letzten großen Forschungslücken zu einem der bedeutendsten deutschen Autoren des 19. Jahrhunderts geschlossen. Es ist zu erwarten, dass durch die Gesamtveröffentlichung Impulse für die biographische und mentalitätsgeschichtliche Forschung sowie Einblicke in Fontanes kreativen Schaffensprozess gegeben werden. Außerdem werden neue Interpretationswege zum erzählerischen und journalistischen Werk Fontanes eröffnet. Die Edition gewährleistet nunmehr auch, dass die Notizbücher als eigenständiges Werk Theodor Fontanes endlich ihren Platz im literarisch-kulturellen Gedächtnis finden können.

Literaturhinweis:

Gabriele Radecke: Theodor Fontanes Notizbücher. Überlegungen zu einer notwendigen Edition. In: Gottfried Keller und Theodor Fontane. Vom Realismus zur Moderne. Hg. von Ursula Amrein und Regina Dieterle. Berlin 2008, S. 211 bis 233.



Notizbuch C4
Inhaltsübersicht Theodor Fontanes
(1872)
(Handschriftenabteilung der SBB-PK)

BAYERISCHE STAATSBIBLIOTHEK ERWIRBT TEILNACHLASS DER MALERFAMILIE KAULBACH

Für eine weitere Abrundung ihrer Nachlassbestände zur Münchner Malerfamilie Kaulbach konnte die Bayerische Staatsbibliothek bei der Herbstauktion 2009 von Zisska & Schauer (München) bedeutende und umfangreiche Materialien hinzuerwerben. Im „Kaulbach-Archiv“ der

Bayerischen Staatsbibliothek befinden sich bereits unzählige Mappen mit Zeichnungen, Korrespondenzen, Geschäftspapieren sowie weitere Materialien zu Wilhelm von Kaulbachs Leben und Werk. Auch ein großer Teilnachlass seines Sohnes Hermann – in der Bayerischen

Dr. Maximilian Schreiber
arbeitet im Referat für Nachlässe
und Autographen der Bayerischen
Staatsbibliothek



Undatierte Skizze von Wilhelm von Kaulbach

Staatsbibliothek unter der Signatur Ana 652 verzeichnet – umfasst umfangreiche Korrespondenzen, viele Zeichnungen, Skizzen, literarische Arbeiten, Tagebücher und weitere autobiographische Aufzeichnungen.

Bei der Neuerwerbung handelt es sich um mehr als 25 Familienalben, Skizzen- und Tagebücher sowie diverse Schriftstücke und Korrespondenzen. Enthalten sind hochwertige Zeichnungen und Skizzen von Wilhelm und Hermann von Kaulbach, Familienbriefe und andere Autographen. Der Teilnachlass umfasst

Hermann von Kaulbach als Don Carlos auf dem Münchner „Künstler Costüm Fest“ 1876

Materialien der Malerfamilie über vier Generationen hinweg und deckt damit den Zeitraum von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis in die dreißiger Jahre des 20. Jahrhunderts ab. Unter den frühen Dokumenten ragen zahlreiche Skizzen des „Malerfürsten“ Wilhelm von Kaulbach (1805–1874) heraus, die von einfachen Studien bis hin zu Entwürfen für Monumentalgemälde reichen. Der Münchner Historienmaler war einer der berühmtesten Künstler seiner Zeit und ein bedeutender Vertreter der von „klassizistischen Idealen getragenen Monumentalkunst“. 1837 ernannte ihn König Ludwig I. zum Hofmaler und 1849 zum Direktor der Münchener Kunstakademie.

Den größeren Teil des Nachlasses umfassen aber Werke von Hermann von Kaulbach (1846–1909) sowie persönliche Dokumente zu seiner Person und seiner Familie. Der Sohn von Wilhelm wurde vor allem als Genremaler, speziell mit





„Rom Campagna“, Zeichnung von Hermann von Kaulbach im römischen Reisetagebuch aus dem Jahr 1880

Darstellungen von Kindern bekannt. Zahlreiche Studien und kleine Skizzen in mehreren Alben sowie in seinen Reisetagebüchern zeigen seine Meisterschaft, mit wenigen Strichen treffend zu charakterisieren und alltägliche Situationen auf seinen zahlreichen Reisen gefühlvoll zu beschreiben. Hervorzuheben sind besonders die Charakterstudien der Interpreten des Oberammergauer Passionsspiels, die der Maler während seines dortigen Aufenthaltes im Jahr 1879 anfertigte. Die Dokumente umfassen umfangreiche Manuskriptkonvolute von Hermann von Kaulbach, etwa Tagebücher, Vorträge, Übersetzungen aus dem Italienischen, Erinnerungen an den Vater und Korrespondenzen. Einige Fotoalben illustrieren das Familienleben vor allem im Ferienhaus „Villa Lug ins Land“ am Schliersee, dokumentieren aber auch gesellschaftliche Ereignisse wie das „Künstler Costüm Fest“ von 1876, auf dem sich



Münchener Persönlichkeiten in historischen Kostümen präsentierten.

Ein großes Familienalbum, das die Jahre von etwa 1889 bis 1906 umfasst, spiegelt das private und gesellschaftliche Leben der Familie wider. Unter den Einträgen zahlreicher Freunde sind auch die berühmter Persönlichkeiten wie des norwegischen Naturforschers und Staatsmanns Fridtjof Nansen aus dem Jahr 1899 zu finden: eine signierte Karikatur und seine Unterschrift auf einer Menükarte.

Insgesamt handelt es sich um sehr interessante und einzigartige Materialien, deren wissenschaftliche Auswertung den Forschungsstand zur Malerfamilie Kaulbach erweitern und um neue Details bereichern wird.

Humorvolle Miniaturen wie dieser Putto zeigen eine bislang unbekannt Seite des „Malerfürsten“ Wilhelm v. Kaulbach.

FISCHE, FRÖSCHE, SCHNECKEN UND TRAUBEN

Zur Restaurierung naturhistorischer Prachtwerke mit Unterstützung der Ernst von Siemens Kunststiftung

Dr. Katrin Böhme
ist Referentin für den historischen
Druckschriftenbestand zu Natur-
wissenschaften und Medizin in der
Abteilung Historische Drucke der
Staatsbibliothek zu Berlin

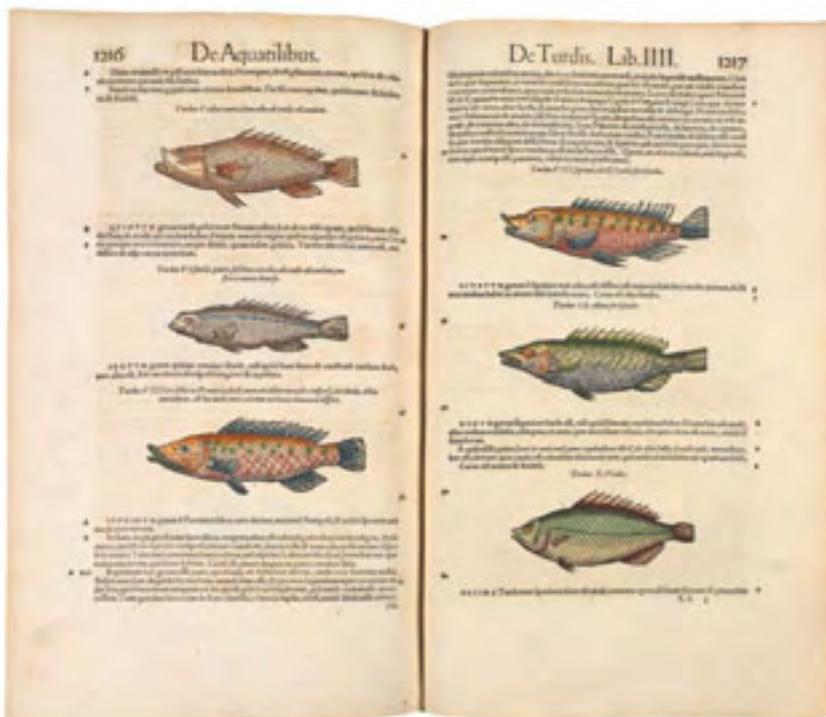
Eine Doppelseite mit Fischdarstellungen
aus: Conrad Gesner: *Historiæ
Animalium Liber III. qui est de Pis-
cium & Aquatiliū animantium na-
tura.* – Tiguri: Froschover, 1558
Signatur: 2° Lk 3600-4<a> : R

Nein, es ist kein kulinarisches Vergnügen,
sondern ein ästhetischer Hochgenuss –
diese Fische und Frösche, Schnecken und
Trauben. Sie laden nicht zum Essen ein,
sondern zum Betrachten und Bewun-
dern. Ihre Abbilder finden wir in bedeu-
tenden Werken der Naturgeschichte; sie
bürgen für große Beobachtungsgabe und
wahre Kunstfertigkeit. Die Bücher, in
denen wir diese kleinen Kunstwerke fin-
den, sind Teil einer Sammlung von natur-
historischen Prachtwerken, die in der
Rara-Sammlung der Abteilung Histori-

sche Drucke der Staatsbibliothek zu Ber-
lin aufbewahrt werden.

Dank der großzügigen Unterstützung der
Ernst von Siemens Kunststiftung war es
im Jahr 2009 möglich, einzelne Titel aus
diesem Bestand, insgesamt elf Bände, zu
restaurieren. Die ausgewählten Drucke
zeigten vielfältige Schadensbilder, welche
durch anspruchsvolle restauratorische
Maßnahmen behoben wurden. Sie kön-
nen damit zukünftig wieder für die Be-
nutzung zur Verfügung gestellt werden.
Einige der Werke seien hier kurz vor-
gestellt.

Der Schweizer Gelehrte Konrad Gesner
(1516–1565) ging als „Vater der Zoolo-
gie“ in die Geschichte ein, indem er nicht
nur tradiertes Wissen kompilierte, son-
dern seine Erkenntnisse auf eigene Beob-
achtungen aufbaute und dieses Wissen in
seiner vierbändigen „*Historia animalium*“
(1551–1558) enzyklopädisch zusammen-
trug. Im vierten Band dieses Werkes,
dem sogenannten Fischbuch von 1558,
werden all die Tiere zusammengestellt,
die im Wasser leben. So finden sich darin
nicht nur Fische, sondern auch Schildkrö-
ten, Seehunde und Seeungeheuer, die
zur damaligen Zeit noch Bestandteil des
anerkannten Wissens über die Tierwelt
waren. Der ausführliche Text wird von





zahlreichen Holzschnitten begleitet, die in unserem Exemplar von alter Hand koloriert sind. Der alte Einband bestand ursprünglich aus schwarzem Samt, war aber bereits sehr abgeschabt und nur noch in Fragmenten erhalten. Bei der Restaurierung kamen Kalenderseiten aus der Züricher Offizin von Christoph Fro-schauer d. Ä. (1521–1564) zum Vor-schein, in der auch das Fischbuch er-schien. Der stark beschädigte Einband wurde nun durch einen Ganzlederband ersetzt und der gepunzte Goldschnitt hat wieder seinen ursprünglichen Glanz.

Auf wahrhaft kunstvolle Weise sind im berühmten „Thesaurus“ (1734–1765) von Albertus Seba (1665–1736) die Na-turalien zu Papier gebracht. Der Amster-

damer Apotheker schuf durch den erfolg-reichen Arzneimittelhandel die Basis für seine umfangreichen Naturaliensamm-lungen, die wir in diesem großformatigen Prachtwerk bewundern können. Die erste seiner Sammlungen verkaufte er 1716 an Zar Peter I.; sie befindet sich noch heute teilweise in der Eremitage. Die zweite Sammlung, im Jahre 1752 ver-steigert, wurde mit den Abbildungen im „Thesaurus“ der Nachwelt erhalten. Das vierbändige Werk zeigt Objekte aus allen drei Naturreichen. Ihre Anordnung rich-tet sich dabei nur grob nach wissenschaft-lichen Kriterien (z. B. Schnecken, Schlan-gen, Korallen, Insekten). In barocker Manier folgt die Gestaltung der Tafeln stark ästhetischen Gesichtspunkten, wo-durch diese einen außergewöhnlichen

links:

Das Bildnis zeigt Albertus Seba vor seiner Naturaliensammlung, in der rechten Hand ein Präparateglas hal-tend. Aus: Albertus Seba: *Locupletis-simi Rerum Naturalium Thesauri*. – Amstelaedami: Janssonio-Waesber-gios, & Wetstenium, & Smith, 1734–1765, Signatur: gr. 2° Lg 18472 : R

rechts:

Eine Tafel mit jeweils Ober- und Unterseite der Schnecken und Muscheln in streng symmetrischer Ordnung. Aus: Franz Michael Regen-fus: *Auserlesne Schnecken, Muscheln und andre Schaalthiere [...]*. – Ko-penhagen: Godiche, 1758 Signatur: s. gr. 2° Lq 2626 : R



Vollständige Darstellung der Metamorphose des Teichfrosches. Aus: August Johann Rösel von Rosenhof: *Historia Naturalis Ranarum Nostratum* = Die natürliche Historie der Frösche hiesigen Landes. – Norimbergae: Fleischmann, 1758
Signatur: 2° Lo 13222 : R

Reiz auf den Betrachter entfalten. Der ursprüngliche rote Halblederband war mit farblich passendem Marmorpapier bezogen, das für den Neueinband nachempfunden wurde.

Das 18. Jahrhundert ist nicht allein auf dem Gebiet der Naturgeschichte für seine Sammler und Sammlungen bekannt. In der Tradition naturhistorischer Samm-

ler stehen auch die Werke von Franz Michael Regenfuß (1712–1780) und Pierre-Joseph Buchoz (1731–1807). Regenfuß fertigte als „Königlicher Kupferstecher“ des dänischen Königs in Kopenhagen ein Werk über „Auserlesene Schnecken, Muscheln und andere Schalthiere auf allerhöchsten Befehl Seiner Königlichen Majestät nach den Originalen gemalt, in Kupfer gestochen, und mit natürlichen Farben erleuchtet“ (1758). Buchoz' berühmtes Werk „Planches Enluménées Et Non Enluménées“ zeigt jede Tafel zwei Mal – schwarz und koloriert. Die Abbildungen beider Werke präsentieren Sammlungsobjekte von besonderer Schönheit oder Seltenheit und bestechen durch ihre Ästhetik und Farbigkeit. Sie verdeutlichen die Faszination der Menschen des 18. Jahrhunderts angesichts der Vielfalt der Lebewesen und zeigen gleichzeitig das große Ansehen, das umfangreiche und wertvolle Sammlungen nicht nur unter Gelehrten genossen.

Im Unterschied zu diesen Werken sind die Arbeiten von August Johann Rösel von Rosenhof (1705–1759) ein außerordentlich frühes Zeugnis empirischer Feldforschung. Bekannt durch seine ab 1746 „monatlich herausgegebene Insecten-Belustigung“, gilt er mit seiner Arbeit über die einheimischen Frösche „*Historia Naturalis Ranarum Nostratum*“ von 1758 unter Fachleuten als Begründer der Herpetologie. Seinem Werk liegen sowohl Beobachtungen in der freien Natur und im Terrarium als auch anatomische Untersuchungen zugrunde. Bereits zu Lebzeiten erntete er für die große Genauigkeit und besondere Ästhetik der Darstellungen viel Anerkennung. Die

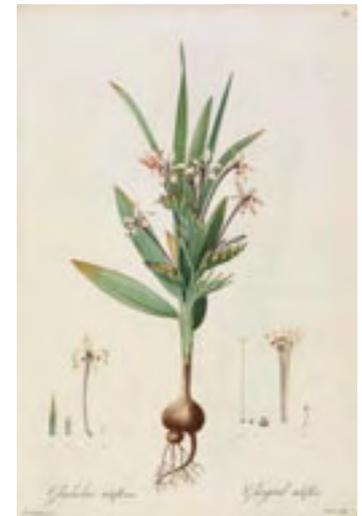
Tafeln zeigen nicht nur verschiedene Frosch- und Krötenarten, in kunstvoller Weise durch Blumen oder Landschaftsausschnitte ergänzt, sondern auch ihre Skelette, inneren Organe und die Entwicklungszyklen der Lurche.

Zu unseren besonderen Seltenheiten zählt die in 12 Lieferungen von 1803 bis 1815 erschienene Monographie über Traubensorten „Le Raisin Ses Espèces Et Variétés, Dessinées Et Colorées D'Après Nature“ von Johann Simon Kerner (1755–1830). Kerner war in Stuttgart zunächst als Professor für Botanik und ab 1795 als Hofrat und Aufseher über den Botanischen Garten und das Herbarium tätig. Im Mittelpunkt seines Interesses standen die nutzbaren Kultur- und Handelspflanzen. Die zahlreichen systematisch-ökonomischen Arbeiten belegen seine kompilatorischen Bestrebungen, vor allem das Wissen über die Pflanzenwelt Württembergs zu ordnen und mit Hilfe anspruchsvoller Abbildungen einer breiteren Öffentlichkeit anschaulich zu machen. Ausdruck dieses Bestrebens ist unter anderem auch der Band über die Rebsorten. Der rote halblederne Einband war durch Brandschäden teilweise geschwärzt, konnte aber durch verschiedene filigrane Reparaturen erhalten werden.

Die Einbände von Regenfuß und Rösel von Rosenhof wurden vollständig durch Halbledereinbände mit Kiebitzpapier ersetzt – benannt nach der Zeichnung der Kiebitzeier –, da die originalen Einbände nicht mehr vorhanden waren und die starken Beschädigungen eine Reparatur oder Restaurierung nicht rechtfertigten. Mit dem gleichen Argument

erhielten die Bände von Redoutés „Les Liliacées“ (1802–1816) einen neuen Halblederband. Neben „Les Roses“ (1817 bis 1824) sind die Lilien von Pierre Joseph Redouté (1759–1840) eines der umfangreichsten und bedeutendsten botanischen Prachtwerke. Redouté besaß vor allem eine Begabung für die Illustration wissenschaftlicher Werke, indem er auf besondere Weise künstlerische Gestaltung mit wissenschaftlicher Genauigkeit verband. Er verwendete mit dem Einplattenfarbdruck in Kombination mit der Punktiermanier des Kupferstiches eine neue anspruchsvolle Drucktechnik. Die Farbdrucke verzaubern durch die Zartheit und Brillanz der Farben und die Feinheit und Genauigkeit der Darstellung.

Für alle restaurierten Objekte wurden umfangreiche Restaurierungsberichte und eine Fotodokumentation angefertigt. Der Ernst von Siemens Kunststiftung sei an dieser Stelle nochmals für ihren willkommenen „Ausflug“ in die Welt der Bücher gedankt, die mit ihren präzisen, lebendigen und kunstvollen Abbildungen der Naturobjekte die Verbindung von Wissenschaft und Kunst einzigartig bezeugen.



Darstellung einer Gladiole aus: Pierre Joseph Redouté: *Les Liliacées*. – A Paris, Chez L'Auteur ... De L'Imprimerie De Didot Jeune, 1802–1816
Signatur: gr. 2° Me 1700 : R

Abbildung einer Traubenart mit Laub, Stengel und Schnitt durch eine einzelne Traube. Aus: Johann Simon Kerner: *Le Raisin, Ses Espèces Et Variétés, Dessinées Et Colorées D'Après Nature*. – Stuttgart : Auteur, Livr. 1.1803 – 12.1815
Signatur: gr.2° Ox 1688-1/6 : R

FULMINANTER START IM VERANSTALTUNGSJAHR 2010

Bayerische Staatsbibliothek feiert zwei bedeutende Ereignisse

Peter Schnitzlein
ist Leiter des Stabsreferats
Öffentlichkeitsarbeit der
Bayerischen Staatsbibliothek

*links: Die Handschrift A der
Bayerischen Staatsbibliothek in der
Schatzkammer*

*v.l.n.r. Prof. Leonhard, Dr. Griebel,
Staatsminister Dr. Wolfgang Heu-
bisch, Dr. Julia Freifrau Hiller von
Gaertringen (Badische Landesbiblio-
thek), Prof. Wulf, Dr. Karl Schmuki
(Stiftsbibliothek St. Gallen) mit der
UNESCO-Urkunde*

DAS NIBELUNGENLIED IM UNESCO-WELTDOKUMENTENERBE FESTAKT AM 25. JANUAR 2010

Im Juli 2009 wurde die im Besitz der Bayerischen Staatsbibliothek befindliche Handschrift A des Nibelungenliedes zusammen mit den Handschriften B (Stiftsbibliothek St. Gallen) und C (Badische Landesbibliothek) in das UNESCO-Weltdokumentenerbe aufgenommen. Ein ausführlicher Bericht hierzu erschien im letzten Heft.

In einer gut besuchten Schatzkammer-Ausstellung mit dem Titel „Unsterblicher Heldengesang. Das Nibelungenlied im UNESCO-Weltdokumentenerbe“ wurde

die Handschrift A bis 7. Februar in München gezeigt. Am 25. Januar fand im Mar-saalsaal der Bibliothek – sozusagen als Finissage – der offizielle Festakt mit der Urkundenübergabe an Generaldirektor Dr. Rolf Griebel durch den Vizepräsidenten der Deutschen UNESCO-Kommission, Prof. Dr. Christoph Wulf, statt. 230 Gäste folgten den Ausführungen von Prof. Joachim Heinzle (Philipps-Universität Marburg) zur „Europäischen Helden-dichtung“ und der Vorstellung des UNESCO-Programms „Memory of the World“ durch Prof. Joachim-Felix Leonhard, den Vorsitzenden des nationalen Nominierungskomitees der Deutschen UNESCO-Kommission.





Das international renommierte Ensemble „Estampie“ umrahmte den Festakt musikalisch mit Stücken aus der Carmina Burana, von Walther von der Vogelweide und einem anonymen Künstler.

DIE FUGGER IM BILD ERÖFFNUNG DER AUSSTELLUNG AM 9. MÄRZ 2010

Am 9. März wurde die Ausstellung „Die Fugger im Bild. Selbstdarstellung einer Familiendynastie der Renaissance“ im Marmorsaal der Bibliothek in Anwesenheit von Fürst Fugger-Babenhausen und seiner Gattin eröffnet. Im Mittelpunkt

Das Ensemble „Estampie“

links: Bei der an den Festakt anschließenden Führung durch die Ausstellung: Staatsminister Dr. Heubisch, Dr. Griebel und Kolleginnen aus der Abteilung Handschriften und Alte Drucke



v.l.n.r.: Dr. Fabian (BSB), Fürstin und Fürst Fugger-Babenhausen, Dr. Griebel, Ministerialdirigent Dr. Weiß (Bayerisches Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung, Kunst), Prof. Fischer (Ernst von Siemens Kunststiftung), Prof. Burkhardt (Universität Augsburg)



Das „ensemble für frühe musik augsburg“

rechts: Blick in die Schatzkammer



der Ausstellung standen die 2009 erworbenen, spektakulären Fugger-Genealogien. Ausführliche Informationen zu beiden Neuerwerbungen finden Sie ebenfalls in Heft 1/2010 des Bibliotheksmagazins.

Im bis auf den letzten Platz belegten Marmorsaal hielt Prof. Johannes Burkhardt (Universität Augsburg) einen Festvortrag zum Thema „Stillschweigen steht nicht mehr an. Die Erinnerungskultur der Fugger im Medienwandel der Neuzeit“. Das *ensemble für frühe musik augsburg* begeisterte mit seinen Interpretationen von Tilman Susato, Giacomo Fogliano und

Heinrich Isaak. Großes Interesse fand während des anschließenden Empfangs bzw. der Möglichkeit, die Ausstellung zu besichtigen, neben den beiden ausgestellten Originalen die berührungslose, gestengesteuerte Präsentationstechnik für die Fugger-Digitalisate. Die Ausstellung – zu der ein reich bebildeter, opulenter Katalog zum Preis von 24,90 Euro erschien – war bis 22. Mai zu sehen. Die Originale ruhen jetzt wieder im Tresor, die Digitalisate können selbstverständlich weiterhin unter www.bayerische-landesbibliothek-online.de/fugger bewundert werden.

Unermüdlich demonstrierte der stellvertretende Generaldirektor, Dr. Klaus Ceynowa, die neue, gestengesteuerte Präsentationstechnik für die Fugger-Digitalisate.



GERHART RODENWALDTS PERSÖNLICHE KORRESPONDENZ

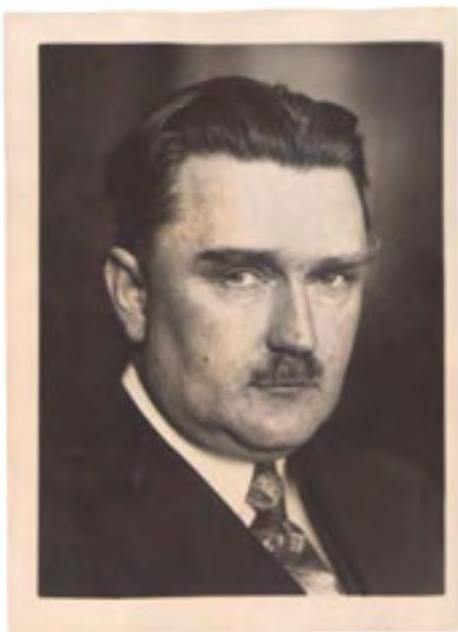
Zu den Archäologennachlässen in der Staatsbibliothek zu Berlin

Wissenschaftsgeschichtlich bedeutsame Nachlässe von renommierten Gelehrten würde man zunächst in den Archiven einschlägiger Einrichtungen vermuten. Dem ist jedoch nicht immer so, und Briefe, Tagebücher und andere persönliche Aufzeichnungen von Altertumswissenschaftlern finden sich nicht nur an Museen und Universitäten sowie im Deutschen Archäologischen Institut, sondern eben auch in der Handschriftenabteilung der Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz. Das, was dort an Vermächtnissen aus den verschiedenen altertumswissenschaftlichen Teildisziplinen vorliegt, unterstreicht einmal mehr

Bedeutung und Glanz Berlins als Wissenschaftsstandort und als „Weltstadt“ der Frühzeit archäologischer Forschung. Die Rolle vieler herausragender Persönlichkeiten der Altertumskunde kann gar nicht vollständig erfasst werden, ohne diese Nachlässe in der Staatsbibliothek einzubeziehen. Zu ihnen zählen u. a. Johann Joachim Winckelmann, Richard Lepsius, Heinrich Schliemann, Robert Koldewey, Walter Andrae, Wolfgang Helbig, Felix von Luschan, Otto Weber und Gerhart Rodenwaldt.

Die Wichtigkeit der Archäologennachlässe der Staatsbibliothek zu Berlin soll hier einmal exemplarisch am Beispiel der persönlichen Briefsammlung von Gerhart Rodenwaldt aufgezeigt werden. Der 1886 geborene Rodenwaldt war von 1922 bis 1932 zunächst Generalsekretär und – nach der Umbenennung des Amtes 1929 – Präsident des Deutschen Archäologischen Instituts (DAI) in Berlin. Noch vor Beginn der Naziherrschaft verließ er das Institut und wechselte an die Universität Berlin, wo er bis kurz vor Kriegsende Klassische Archäologie lehrte. Nach der Einnahme der Stadt durch die Rote Armee ging er gemeinsam mit seiner durch den Soldatentod des einzigen Sohnes gebrochenen und seither stark depressiven Frau in den Freitod.

Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Hermann Parzinger
ist Präsident
der Stiftung Preußischer Kulturbesitz



Gerhart Rodenwaldt (1886–1945)

Der gesamte dienstliche Schriftverkehr Rodenwaldts befindet sich heute – soweit noch erhalten – im Archiv des Deutschen Archäologischen Instituts in Berlin-Dahlem. Seine persönliche Korrespondenz galt dagegen lange als verschollen und wurde erst 1971 auf dem Dachboden des verlassenen Privathauses Rodenwaldts in der Holbeinstraße 53 in Berlin-Lichterfelde entdeckt. Aufgrund ungeklärter Eigentumsverhältnisse gelangten diese Briefe als Nachlassdepositorium in die Handschriftenabteilung der Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz. Anlässlich des 150-jährigen Jubiläums des Instituts bemühte sich dessen damaliger Präsident Werner Krämer 1979 um eine Überführung dieser Korrespondenz in das Archiv des DAI, wobei sich Stiftung Preußischer Kulturbesitz und Deutsches Archäologisches Institut schließlich darauf einigten, dass die Originale in der Staatsbibliothek verblieben und das DAI Kopien und Mikrofiches erhielt.

Dieser Teil des rodenwaldtschen Nachlasses enthält aber eben nicht private Briefe, sondern nahezu ausschließlich solche dienstlichen bzw. fachlichen Inhalts, die jedoch mit dem Vermerk „persön-

lich“ gekennzeichnet waren. Es war nur selten Korrespondenz belanglosen Inhalts, ganz im Gegenteil: In der Regel ging es um delikate bis brisante Vorgänge, die Personen des Fachs, die Regelung von diversen Nachfolgefragen, strategische Überlegungen im Umgang mit Ministerien u. ä. betrafen. Sehr klar offenbart sich hierbei aber auch das wissenschafts- und kulturpolitische Netzwerk Rodenwaldts, mit dessen Hilfe er erfolgreich wirken konnte. Nach seinem Ausscheiden aus dem Dienst des DAI wollte er diese mit „persönlich“ gekennzeichneten Briefe, die er während seiner gesamten zehnjährigen Tätigkeit am Institut fein säuberlich von der übrigen Dienstpost trennte, offenbar nicht in das Archiv des DAI überführt und damit für seine Nachfolger und andere Kollegen einsehbar wissen. Da aber gerade diese Korrespondenz viele Entscheidungen Rodenwaldts und seine Denkweise in besonderer Weise nachvollziehbar macht, handelt es sich um den wissenschaftsgeschichtlich in vielerlei Hinsicht entscheidenden Teil seines Nachlasses; nicht auszudenken, wenn er verloren gegangen wäre! Der Zeitpunkt der Auffindung dieser Briefe in einem verlassenen Haus fast 30 Jahre nach Kriegsende geschah gerade noch

leider habe ich schon mehrfach die Erfahrung machen müssen, daß meine Stellungnahme über Sie nur mit einem freundlichen Lächeln

angenommen wird, weil unsere Freundschaft eben zu bekannt ist. Vielleicht wäre eine zeitweise Verfeindung der Sache günstig ?

rechtzeitig, ehe die bereits angegriffenen Papiere dem endgültigen Zerfall ausgesetzt gewesen wären.

Die persönliche Korrespondenz Rodenwaldts – neun Archivkartons mit 728 Mappen – bildet eine wahre Fundgrube für die Entwicklung der archäologischen Wissenschaften und ihrer Institutionengeschichte in den 1920er- und frühen 1930er-Jahren. Schon eine nur flüchtige Durchsicht ergibt unzählige Ansätze, die sich gewinnbringend weiterverfolgen ließen, und es bleibt nur zu wünschen, dass das Potential und die Fülle der hier enthaltenen Informationen eines Tages umfassend zur Geltung gebracht werden. Auf die Person Rodenwaldts bezogen geschah dies bereits durch Esther Sophia Sünderhaufs umfangreichen Aufsatz „Am Schaltwerk der deutschen Archäologie“ – Gerhart Rodenwaldts Wirken in der Zeit des Nationalsozialismus im Jahrbuch 123 (2008) des Deutschen Archäologischen Instituts.

Eine ausführliche Bewertung des umfangreichen Nachlasses von Gerhart Rodenwaldt ist in diesen wenigen Zeilen gewiss nicht vorzunehmen, und dennoch lässt sich gleichsam schlaglichtartig sein Potential aufzeigen. So zeugen etwa seine mit Margarete Bieber ausgetauschten Briefe der späten 1920er-Jahre auf sehr anschauliche Weise von der schwierigen Situation, in der sich Frauen zu jener Zeit noch immer befanden, wenn es darum ging, eine akademische Karriere zu beginnen und einen Ruf an eine deutsche Universität zu erhalten. Die später in die USA emigrierte Jüdin Bieber hatte vor dem Ersten Weltkrieg zusammen mit Rodenwaldt als erste Frau das Reisesiti-



Margarete Bieber

pendium des Deutschen Archäologischen Instituts erhalten, damals wie heute eine Art Exzellenzstipendium, das den weiteren Aufstieg im Fach beförderte; nicht jedoch bei Frauen wie Margarete Bieber, der am Ende, am 20. Januar 1930, selbst Rodenwaldt resignierend schreiben musste: „Leider habe ich schon mehrfach die Erfahrung machen müssen, dass meine Stellungnahme über Sie nur mit einem freundlichen Lächeln angenommen wird, weil unsere Freundschaft eben zu bekannt ist. Vielleicht wäre eine zeitweise Verfeindung der Sache günstig?“

Rodenwaldts Präsidentschaft in den 1920er-Jahren war außergewöhnlich erfolgreich. Zunächst gelang es ihm, die besonders von Frankreich betriebene Isolierung der deutschen Altertumswissenschaft nach dem Ersten Weltkrieg aufzubrechen und die internationalen Verbindungen auszubauen. Sein größter Erfolg war dabei zweifellos – trotz der Weltwirtschaftskrise – die Gründung der

Ludwig Curtius

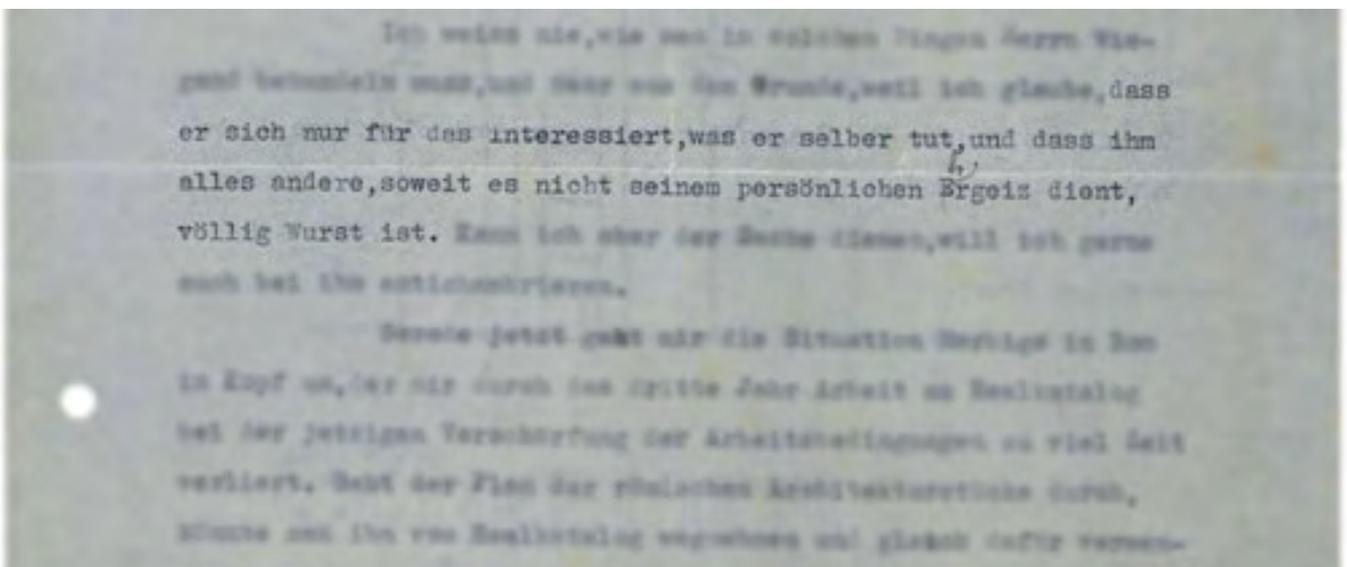
(Foto: Albert-Ludwig-Universität
Freiburg, Institut für Archäologische
Wissenschaften)

Abteilungen des DAI in Kairo und Istanbul 1929, die das DAI zum weltweit größten archäologischen Forschungsinstitut machten. Als Rodenwaldt dann 1932 den für viele überraschenden Entschluss fasste, sein Präsidentenamt niederzulegen, um dem Ruf auf ein Ordinariat an der Berliner Universität zu folgen, waren Ratlosigkeit und Sorge über die weitere Zukunft des Instituts groß.

Briefe an und von Rodenwaldt machen die Schwierigkeiten bei der Suche nach einem geeigneten Nachfolger offensichtlich und enthalten bemerkenswerte Einschätzungen zu Leistung und Charaktereigenschaften diverser Kandidaten. Am Ende blieb nur der bereits 64-jährige Theodor Wiegand, Direktor der Antikensammlung der Staatlichen Museen zu Berlin, dem man es aufgrund bester Verbindungen bis in höchste Kreise von Politik, Wirtschaft und Gesellschaft noch am ehesten zutraute, das Institut unbeschadet durch die bereits heraufziehende neue Zeit zu steuern, übrig. Doch nicht alle waren über diese Wahl glücklich, und Ludwig Curtius, Ordinarius in Heidelberg, brachte die Vorbehalte gegenüber Wiegand am 20. Juni 1927 in einem



Brief an Rodenwaldt auf extremste Art zum Ausdruck. Er konstatierte, „dass er sich nur für das interessiert, was er selber tut, und dass ihm alles andere, soweit es nicht seinem persönlichen Ehrgeiz dient, völlig Wurst ist“. Solche Urteile hätte der diplomatische Rodenwaldt nie zu fällen gewagt, auch das zeigt die Lektüre seiner persönlichen Korrespondenz.



NEUE ARBEITSUMGEBUNG FÜR DIE GEISTES- UND KULTURWISSENSCHAFTEN

Der Aventinus-Forschungslesesaal der Bayerischen Staatsbibliothek

Beeindruckende Zahlen melden die Benutzungsdienste alljährlich für den Jahresbericht der Bayerischen Staatsbibliothek, und so auch für 2009: 55.123 eingeschriebene Nutzer hatte die Bibliothek Ende 2009, über 1,91 Mio. Entleihungen wurden verbucht und auf den Katalog wurde über 5,61 Millionen mal zugegriffen. Die Zahl der Auskunftsanfragen lag bei rund 152.000. Mit knapp 1.120.000 Besuchern erreichte auch der Allgemeine Lesesaal der Bibliothek wieder Spitzenwerte, die allerdings – und auch dies ist ein seit Jahren sich wiederholender Vorgang – mit Unmutsäußerungen mancher Nutzer angesichts der Vollauslastung, ja bisweilen sogar Überbelastung der verfügbaren Kapazitäten einhergehen. Dem interessierten Beobachter stellt sich angesichts dieser Situation immer wieder die Frage: „Wann und vor allem wie wird die Bayerische Staatsbibliothek hier Abhilfe schaffen? Ist innerhalb der gegebenen räumlichen und architektonischen Möglichkeiten überhaupt noch „Luft“ für die Bereitstellung erweiterter Nutzerangebote? Wie lässt sich ein Raumgewinn ohne Flächenzuwachs bewerkstelligen?“

Der Allgemeine Lesesaal der Bayerischen Staatsbibliothek leidet seit einigen Jahren

an Überfüllungsphänomenen – ein Zeichen für die hohe Attraktivität des Angebotes. Selbst die ab 2006 signifikant ausgeweiteten Öffnungszeiten (täglich 8.00 bis 24.00 Uhr) trugen nicht zur Entspannung der Situation bei. Nicht selten kam es vor, dass Wissenschaftler, die für ihre Arbeit auf nur im Lesesaal einsehbare Bestände angewiesen sind, sich immer wieder auf eine nervenaufreibende Sitzplatzsuche begeben mussten.

Die hohe Akzeptanz des Lesesaals kann übrigens durchaus als Indiz für eine Renaissance der Bibliotheken gewertet werden. Während die Bestände der Bibliotheken zunehmend in digitaler Form

Peter Schnitzlein
ist Leiter des Stabsreferats
Öffentlichkeitsarbeit der
Bayerischen Staatsbibliothek

*Das Foyer des neuen Aventinus-
Lesesaals*





Edles Holz, moderne Arbeitsplätze, angenehme Atmosphäre: der neue Lesesaal

dem Wissenschaftler an seinem Arbeitsplatz weltweit online zur Verfügung stehen, gewinnt gleichzeitig und komplexer die Bibliothek als Ort des wissenschaftlichen Arbeitens und der Inspiration, als Ort der Reflexion und des Austausches und natürlich als Ort des Lernens zunehmend an Bedeutung. Die düsteren Prognosen, dass Bibliotheken als „physische“ Einrichtungen im digitalen Zeitalter zunehmend ihre Funktion ver-

lieren, bewahrheiten sich nicht, wie die Nutzerzahlen belegen.

„Während sich die Bibliothek mit Blick auf den – zunehmend digitalen und digitalisierten – Bestand partiell virtualisiert und damit gleichsam auflöst, gewinnt der Ort Bibliothek als Kommunikationstreffpunkt und Arbeitsplatz im 21. Jahrhundert einen neuen Stellenwert“, so Generaldirektor Rolf Griebel. Herzstücke sowohl der alten als auch der neuen Bibliotheken bildeten und bilden stets die Lesesäle. Hier bündelt sich alles: digitale Angebote wie Kataloge, Datenbanken, elektronische Medien und Volltexte, eine umfassende Handbibliothek, der Zugang zu den reichen Bibliotheksbeständen, bibliothekarische Fachinformation, Scan- und Repromöglichkeiten und eben der Austausch mit anderen – ein von vielen als maßgeblich erachteter Vorteil gegenüber der „isolierten“ Arbeitssituation zuhause und erst recht gegenüber dem „nomadisierenden“, mobilen Arbeiten mit Notebook und Smartphone.



Aus der Vogelperspektive: der Aventinus-Lesesaal bei der Eröffnung am 4. Februar 2010

Der Allgemeine Lesesaal der Bayerischen Staatsbibliothek vereinigt all diese Vorteile in sich. Das Modell war und ist dabei so erfolgreich, das es am eigenen Erfolg – so die Wahrnehmung mancher Nutzer – schier zu „ersticken“ drohte. Trotz aller kurzfristigen Maßnahmen wie der Einrichtung eines separaten Bereichs für Wissenschaftler im Saal oder der maximalen Bestückung mit Stühlen und Tischen konnte die oben beschriebene Situation nicht grundlegend verbessert werden. Daher entschloss sich die Bibliotheksleitung zur Einrichtung eines neuen, als Arbeitsumgebung exklusiv für die forschende Nutzung ausgewiesenen Lesesaals für die Geschichts- und Altertumswissenschaften, für Bavarica und für das Alte Buch.

Am 4. Februar 2010 wurde der neue – auf den Namen Aventinus getaufte – Lesesaal in Anwesenheit von rund 200 Gästen eröffnet. Den Festvortrag hielt der Landeshistoriker Prof. Dr. Ferdinand Kramer vom Historischen Seminar der Ludwig-Maximilians-Universität. Mit der Einrichtung des Aventinus-Lesesaals mit 64 Arbeitsplätzen verfolgt man das Ziel, Wissenschaftlern optimale Voraussetzungen zu bieten, nicht nur hinsichtlich des Bestandes der Bibliothek, sondern auch hinsichtlich des Arbeitsplatzangebotes. Der neue Lesesaal wurde in einem der wohl schönsten Räume der Bayerischen Staatsbibliothek mit direktem Blick auf die Münchner Altstadt eingerichtet. Die Freihandbibliothek mit ca. 20.000 Bänden und die ästhetisch ansprechende, komfortable und technisch auf dem neuesten Stand ausgerichtete Inneneinrichtung schaffen die Grundvoraussetzung für ein effizientes wissenschaftliches



Arbeiten. Bleibt zu hoffen, dass mit dem neuen Forschungslesesaal der „Benutzungsdruck“ auf den Allgemeinen Lesesaal etwas abnimmt und die kontinuierliche Überbelegung des Allgemeinen Lesesaals zumindest tendenziell zurückgeht.

Als nächsten Schritt soll die bereits begonnene Renovierung des Lesesaals für Musik, Karten und Bilder auch hier die Arbeitsbedingungen für die Wissenschaft deutlich optimieren. Darüber hinaus ist die bis Juli abgeschlossene komplette Neugestaltung des Cafeteria-Bereichs der Bayerischen Staatsbibliothek auch darauf angelegt, durch loungeartige Gestaltung nochmals erweiterte Kommunikations- und Austauschmöglichkeiten zu schaffen, dann aber eher für die studentische Klientel der Bibliothek. Unbeschadet der laufenden Planungen für zwingend erforderliche Erweiterungsbauten wird so die Optimierung der Nutzungsmöglichkeiten im vorhandenen Flächenbestand vorangetrieben.

Bei der Eröffnungsveranstaltung (v.l.n.r.): Dr. Klaus Ceynowa, Prof. Dr. Ferdinand Kramer, der den Festvortrag hielt, Dr. Wilhelm Hilpert, Leiter der Abteilung Benutzungsdienste, Dr. Rolf Griebel

Wie man Damen zersägt,
immer ein Ass im Ärmel hat
und sein Publikum bezaubert:

ZAUBERBÜCHER AUS DER SAMMLUNG FECHNER



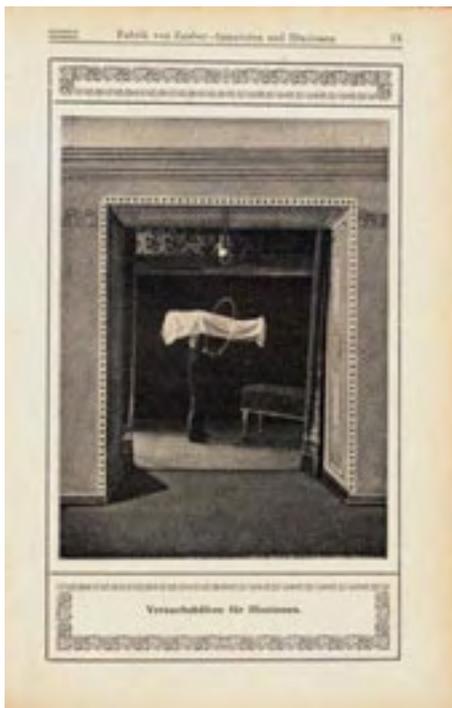
Dr. Silke Trojahn
ist Erwerbungs Koordinatorin in
der Abteilung Historische Drucke
der Staatsbibliothek zu Berlin

Wie man Geld aus dem Hut zaubern kann, wird leider in solcher Literatur nicht erklärt, aber bei dieser spannenden Auktion wäre es vonnöten gewesen: Ein voller Saal, internationales Publikum, dazu zahlreiche Bieter am Telefon – am 4. Oktober 2009 wurde bei Hauff & Auvermann in Berlin der deutschsprachige Teil der „Sammlung Christian Fechner / Zauberei & Magie“ versteigert.

Christian Fechner (1944–2008) war nicht nur ein bekannter französischer Filmproduzent, sondern auch ein Sammler und Zauberkünstler, der seinerseits die Sammlung des Magiers Adolphe Blind erworben und erweitert hatte. Adolphe Blind (1862–1925) verfügte wie nach ihm Fechner über das nötige Vermögen, um seiner Leidenschaft nachgehen zu können, ohne darin von schnöder Erwerbstätigkeit übermäßig behindert zu werden. Er trug umfassend Literatur zum Thema zusammen, was sogar in einer Spezialbibliographie mündete – der „Bibliography of conjuring and kindred deceptions“ (London 1920, zusammen mit S. W. Clarke), die gleichzeitig ein Nachweis des Bestands der Blind'schen Sammlung ist.

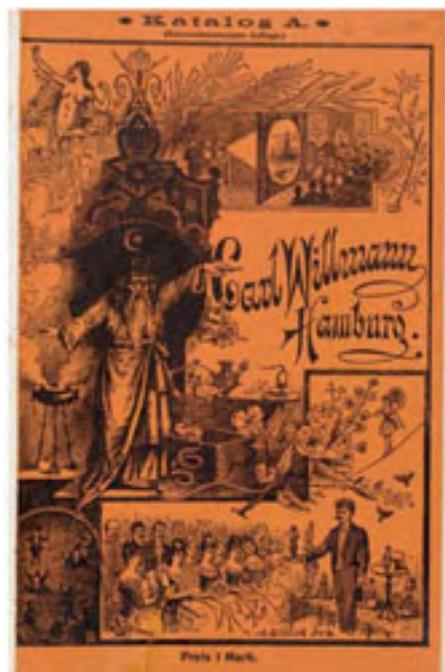
Sammelleidenschaft scheint recht häufig bei Zauberkünstlern vorzukommen, so beherbergt die Library of Congress in Washington seit 1927 in ihren Sonder-sammlungen die „Harry Houdini Collection“, die der bekannte Zauber- und Entfesselungskünstler der Bibliothek ver-macht hatte.

Leider wurde die Sammlung Fechner zer-schlagen, die englischsprachigen Werke wurden in den Jahren 2005 bis 2007 in drei Auktionen bei Swann in New York versteigert, die französischsprachigen bereits 2004 bei Drouot Richelieu in Pa-ris. Bei der Auktion in Berlin konnte die Abteilung Historische Drucke der Staats-bibliothek zu Berlin einige Titel für den von ihr betreuten Zeitraum der „Samm-lung Deutscher Drucke“, nämlich der Erscheinungsjahre 1871–1912, erwerben und damit die bereits im Bestand vorhan-dene Literatur zum Thema mit seltenen Stücken ergänzen.



Es handelt sich vor allem um praktische Anleitungen zum Ausführen von Karten- und anderen Zaubertricks, aber auch um Hintergrundliteratur, z. B. über das Leben von Varietékünstlern oder die physikalischen Grundlagen optischer Täuschungen.

Sehr interessant sind die Kataloge von Versandhäusern, die sich auf Zauberartikel spezialisiert hatten. Die Firmen E. Hensel in Hamburg und Berlin, F. W. Conrad Horster in Berlin und Dresden, Ficker in Leipzig und Carl Willmann in Hamburg waren zeitgleich auf diesem





Palmieren für Anfänger

Gebiet aktiv und machten einander rege Konkurrenz.

Die Anleitungsliteratur ist reizvoll durch die genauen Erläuterungen, wie die Kunststücke funktionieren. Das raubt zwar manche Illusion, aber man kommt dafür in Versuchung, die einfacheren Tricks selbst auszuprobieren: „57. Ein Ei auf die Spitze zu stellen. Man schüttelt das Ei so lange, bis der Dotter gleichförmig mit dem Eiweiß vermischt ist und das Ei wird sich auf die Spitze stellen lassen,

ohne umzufallen“ (aus: „Der jovialste aller Hexenmeister: eine Quintessenz der leichtesten, überraschendsten und unbegreiflichsten Kunststücke“. 10. Auflage, Plauen: Schröter 1881). Oder „Die rastlose Weintraube. Wenn man gelegentlich einer Tischgesellschaft beim Champagner angelangt ist, macht man darauf aufmerksam, wie dieser Stoff imstande sei, Leben zu verleihen. Um einen Beweis hierfür zu erbringen, wirft man eine frische oder getrocknete Weintraube in das gefüllte Champagnerglas, und die Weintraube wird langsam hochsteigen. Sie wird wieder nach unten sinken, um von neuem an die Oberfläche des Champagners zu steigen“ (aus: „Willmann's illustrierte magische Bibliothek“, Band 3, Leipzig: Hahn 1900). Conradis „Universum der Magie“ (Berlin 1912) ist durchgängig mit Fotografien illustriert, von denen einige vor einem Spiegel aufgenommen wurden, damit man erkennen kann, wie der Zauberer einen Ball, eine Münze oder einen anderen Gegenstand „palmiert“ (von lat. *palma* = die Handfläche), also zwischen den Fingern verschwinden lässt. Ein Fotoband ganz anderer Art ist die „Geistersoiree“ (Jacoby-Harms: „Eine Geistersoiree: illustriertes Prachtwerk“, Leipzig: Dorn & Merfeld 1886), in der Geistergedichte adäquat illustriert werden. Im Nachwort allerdings erklärt der Verfasser in seiner Abrechnung mit dem Spiritismus, dass alle Geistererscheinungen Täuschungen des Publikums seien, die von geschäftstüchtigen Medien bewerkstelligt würden.

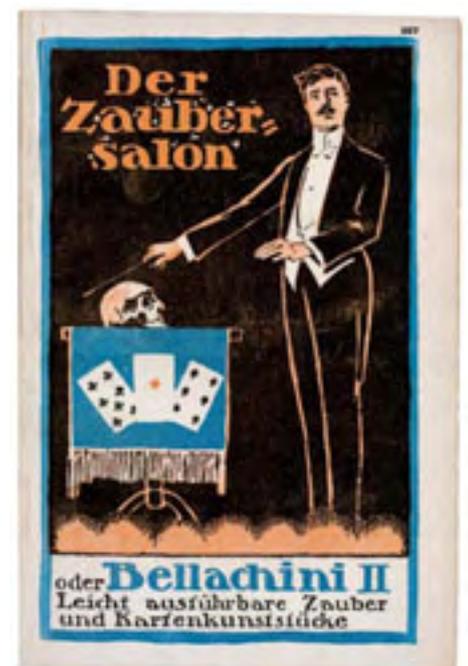
Und die zersägte Dame? Diese Illusion, die einem bei dem Thema als erste in den Sinn kommt, wurde erstmals 1921 vorgeführt und gehört seitdem zum klas-



sischen Repertoire der Zauberkünstler. Vorläufer gab es aber durchaus – hier sei aus dem „Zaubersalon oder Bellachini II: eine ausgewählte Sammlung leicht ausführbarer Zauber- und Kartenkunststücke sowie chemischer und physikalischer Zauberexperimente“ (Danzig: Stuller 1896) zitiert: „Die Enthauptung einer Dame. Zu diesem Experiment ist ein verdeckter Tisch erforderlich, welcher oben eine kreisförmig ausgeschnittene Öffnung hat, so daß bequem der Kopf eines Menschen hindurchgeht. Den Tisch bedeckt man anfangs mit einem Tuch, damit die Öffnung nicht bemerkt wird. Ist die Vorbereitung beendet, so tritt der Darsteller mit einer Dame vor und erklärt, daß er derselben den Kopf abschneiden werde. Da jedoch empfindliche Damen sich im Saal befinden dürfen, so wolle er diese Operation hinter dem Vorhange vornehmen und nur später den abgeschnittenen Kopf vorzeigen. Der Darsteller zieht nun eine vor dem Tisch befindliche Gardine vor. Das Tuch

vom Tisch wird rasch entfernt. Die Dame kriecht hinter den Tisch und steckt den Kopf durch die Öffnung, auf welcher sich eine Schüssel ohne Boden befindet. Der Darsteller legt nun der Dame schnell ein schon bereit gehaltenes bandartig geschnittenes Stück rohes Fleisch um den Hals, damit es den Anschein hat, es sei der blutende Hals der enthaupteten Person. Auch kann der besseren Täuschung halber etwas Ochsenblut rund um den Rand der Schüssel geträufelt werden. Hierauf zieht der Darsteller den Vorhang auf und die Zuschauer sehen mit Erstaunen den noch zuckenden blutigen Kopf auf der Schüssel liegen. Nach kurzer Pause wird der Vorhang wieder zugezogen und dann die Dame wieder unverseht dem Publikum zugeführt.“

Sie sehen, bei solcher Lektüre kann ein Aufenthalt in der Staatsbibliothek zu Berlin ebenso anregend wie ein Besuch im Varieté sein!





Der Pädagoge Hartmut von Hentig, Lilo Saur, der Literaturwissenschaftler und Publizist Friedrich Dieckmann



Barbara Schneider-Kempf vor Bettina Flitners Porträt von Klaus-Dieter Lehmann



Dringender Restaurierungsbedarf: Hallisches patriotisches Wochenblatt von 1832 aus der Zeitungssammlung

Jahresempfang 2010

der Generaldirektorin und des Vorsitzenden
der Freunde der Staatsbibliothek zu Berlin

Fotos: Joerg F. Mueller



Friedrich Dieckmann, Generaldirektorin Barbara Schneider-Kempf, Staatssekretär a. D. Knut Nevermann, der Historiker Arnulf Baring, Senatsbaudirektorin Regula Lüscher, der Präsident der Stiftung Preussischer Kulturbesitz, Hermann Parzinger



Der Vorsitzende des Freundes- und Fördervereins, Klaus G. Saur



Der Schauspieler und Rezitator Hans-Jürgen Schatz; Leiterin der Bibliothek des Wissenschaftskollegs zu Berlin i. R. Gesine Bottomley



Die Präsidentin des Bundesamtes für Bauwesen und Raumordnung, Rita Ruoff-Breuer und Gräfin Schwerin zu Schwanenfeld



Barbara Schneider-Kempff; Rechtsanwältin und Notarin Angelika Bellinger



Dank allen jenen, die die Patenschaft für die Restaurierung einer Handschrift oder eines Buches übernommen haben. Insgesamt gingen 60 Finanzierungszusagen im hohen vierstelligen Wert ein.



Ganz links: der Leiter der Handschriftenabteilung, Eef Overgaauw; rechts: der stellvertretende Leiter der Benutzungsabteilung, Uwe Schwesky, mit Gattin Carolyn Greenberg



Christoph Albers, Referent in der Zeitungsabteilung; Imma Hendrix, stellvertretende Leiterin der Universitätsbibliothek der Humboldt-Universität, mit Tochter

Russische Weltchronik aus dem 16. Jahrhundert im Faksimile

GESCHENK AN DIE BAYERISCHE STAATSBIBLIOTHEK

Interview mit Charis Mustafin

Dr. Gudrun Wirtz
ist Leiterin,

Filip Hlušička
ist Mitarbeiter der Osteuropa-
abteilung der Bayerischen Staats-
bibliothek

Zu den neuen Phänomenen des russischen Buchmarktes gehören zahlreiche ebenso hochpreisige wie hochwertige Nachdrucke und Faksimile-Ausgaben wichtiger Werke der russischen Kulturgeschichte. Das sicherlich herausragendste Unternehmen dieser Art ist die Faksimilierung und zugleich wissenschaftliche Kommentierung der „Russischen Welt-

chronik“ durch den eigens für dieses Projekt gegründeten Verlag „Akteon“. Die Chronik, im Russischen *Licevoj Letopisnyj Svod*, ist ein in jeder Hinsicht monumentales Werk russischer Geschichtsschreibung. Sie steht wie die vielen anderen erhaltenen mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Chroniken der orthodoxen Slavia in byzantinischer Tradition, d. h. sie beginnt in biblischen Zeiten mit der Erschaffung der Welt und reicht bis in die Gegenwart des Schreibers. Als Auftragsarbeit Iwans des Schrecklichen entstand sie im Moskau des 16. Jahrhunderts. Ihr Umfang beträgt rund 10.000 handschriftliche Seiten mit mehr als 17.000 kunsthistorisch wertvollen Miniaturen.

Mit diesem Faksimile steht der Osteuropaforschung nun weltweit ein bislang wenig erforschtes Zeugnis der Geschichte und eines der identitätsstiftenden Kulturdokumente Russlands zur Verfügung. In der Bayerischen Staatsbibliothek wird es den Benutzern dank des persönlichen Geschenks durch den Generaldirektor von „Akteon“, Charis Mustafin, ab Mitte 2010 vollständig zugänglich sein. Aus diesem Anlass führten Filip Hlušička und Dr. Gudrun Wirtz mit dem Verleger folgendes Interview.



Der Generaldirektor des Verlags
„Akteon“, Charis Mustafin

■ Herr Mustafin, die Bayerische Staatsbibliothek freut sich sehr über das kostbare Geschenk. Es wird den Bestand der Osteuropasammlung sehr bereichern. Wie entstand die Idee, die Weltchronik Iwans IV. im Faksimile herauszugeben?

Vielleicht wissen Sie, dass 2004 die Moskauer Manege völlig ausbrannte und dass das Feuer auch die Bücher in der benachbarten Bibliothek der Moskauer Staatlichen Universität zu vernichten drohte. Kurz zuvor waren bei einem Hochwasser in Sankt Petersburg einige der größten Bibliotheken überflutet worden. Dabei wurden viele Bücher in Mitleidenschaft gezogen. Zur selben Zeit gab es auch Diebstähle seltener Handschriften. Vor diesem Hintergrund beschlossen einige Enthusiasten, zumindest die wichtigsten Buchdenkmäler aus den russischen Bibliotheken zu faksimilieren und sie so für die Nachwelt zu erhalten. Es war eine Gruppe von Freunden, die sich aus ihrer gemeinsamen Studienzzeit am Moskauer Institut für Physik und Technologie kannten, keine Historiker oder Philologen, aber lebhaft interessiert an Geschichte. Einer von ihnen, Vadim Jakunin, Chef des Pharmaunternehmens „Protek“, war bereit, das Vorhaben zu finanzieren.

Im Präsidium der Russischen Akademie der Wissenschaften erzählte man uns von einer einzigartigen Handschrift: einer illuminierten russischen Weltchronik aus der Zeit Iwan des Schrecklichen. Wir fuhren nach Sankt Petersburg in die Bibliothek der Akademie, wo man uns einige Bände dieser Chronik zeigte. Sie machte auf uns einen enormen Eindruck: In Russland gibt es keine zweite handschriftliche



illustrierte Chronik dieser Größenordnung.

■ Welche Rolle spielte dabei die Schwierigkeit für Forscher, an das Original heranzukommen?

Das war für uns ein sehr wichtiges Motiv. Zum einen besteht die Handschrift aus zehn großformatigen Bänden, die an drei verschiedenen Orten aufbewahrt werden. Die Bände 1, 9 und 10 befinden sich in der Handschriftenabteilung des Staatlichen Historischen Museums in Moskau, die übrigen dann in zwei Bibliotheken in Sankt Petersburg: die Bände 2, 6 und 7 in der Bibliothek der Akademie der Wissenschaften und die Bände 3, 4, 5 und 8 in der Russischen Nationalbibliothek. In diesen Häusern befinden sie sich erst seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts. Bis dahin waren sie in verstreutem Privatbesitz, weshalb man sie als eigenständige Werke betrachtete. Zum anderen hatten, aus konservatorischen Gründen und aufgrund des Wertes, den diese Handschrift darstellt, nur ganz wenige hochkarätige Forscher die Möglichkeit, das Original einzusehen. Alle anderen mussten sich

Einer der originalen Handschriftenbände



Die ledergebundene Prachtausgabe
in 30 Bänden

Eine Doppelseite aus der Prachtausgabe



bestenfalls mit alten unscharfen Schwarzweißfotografien begnügen, die es allerdings nur von den Teilen gab, die der russischen Geschichte gewidmet waren. Infolgedessen blieb die Handschrift relativ wenig und ungleichmäßig erforscht. Dies gilt vor allem für die Miniaturen. Unseren Schätzungen zufolge, die wir zusammen mit Fachleuten durchgeführt

haben, sind nur ungefähr 7 Prozent wissenschaftlich untersucht. 7 Prozent von über 17.000 Miniaturen! Dabei stellen Bild und Text eine unzertrennliche Einheit dar, ja zuweilen bietet das Bild, das jeweils zwei Drittel der Seite ausfüllt, sogar deutlich mehr Information als der zugehörige lapidare Text.

Unsere Ausgabe ermöglicht nun allen Interessierten an einem Ort den Zugang zum gesamten erhaltenen Text in der Qualität des Originals.

■ **Vor welche technischen Herausforderungen wurden Sie bei der Umsetzung Ihres Vorhabens gestellt?**

Wir mussten einen hochauflösenden Scanner finden, der beim Ablichten das Original nicht beschädigt, ein Gewicht von 15 bis 16 Kilogramm – soviel wiegt jeder der zehn Bände – aushält und auch schnell ist: Wir hatten ja vor, 10.000 Blätter großen Formats zu scannen. Wir haben von April bis Juni 2004 jeden Tag, sieben Tage die Woche, morgens bis abends gescannt. Weil wir an drei verschiedenen Orten arbeiteten, verloren wir einige Zeit durch den Abbau, den Umzug und den Aufbau der Technik. Da es unser erklärtes Ziel war, eine maximale Wiedergabetreue zu erreichen, haben wir jede Seite gleich zweimal gescannt – jeweils die aufgeschlagene Doppelseite und jede Seite einzeln. Dadurch sollte gewährleistet werden, dass uns bei der anschließenden Bearbeitung genügend Vergleichsmaterial vorliegt, um etwaige Scanfehler zu korrigieren. Denn ist die Handschrift aufgeschlagen, verhält sie sich, wie wenn sie lebendig wäre, als würden ihre großen, welligen Blätter



atmen: beim Scanvorgang können sich die Seiten minimal bewegen, weshalb die Aufnahme womöglich verzerrt wird.

Im nächsten Arbeitsschritt bearbeiteten wir die vom Scanner gelieferten Daten mit einer von uns entwickelten Technologie, die die Korrektur der Seitenwölbung ohne Datenverlust ermöglicht. Eine andere, nicht minder komplizierte Aufgabe bestand darin, die originalgetreue Deckung der Vorder- und Rückseite eines Blattes zu erreichen. Insgesamt nahm diese Etappe fast zwei Jahre in Anspruch. Waren die Daten zum ersten Band bearbeitet, haben wir sogleich mit dem Druck begonnen. Parallel dazu wurden die Daten zum zweiten Band aufbereitet usw.

■ Wo wurde das Faksimile gedruckt?

Da wir von Anfang an eine Auflage von lediglich einigen Dutzend Exemplaren, dafür aber eine maximale Farbwiedergabetreue angestrebt hatten, beschlossen wir – um nichts dem Zufall zu überlassen – den Druck in eigene Hände zu nehmen. 2006 kauften wir ein hochmodernes Gerät, das unseren Vorstellungen entsprach und in dessen Feinabstimmung wir viel Zeit investiert haben. So ist die gesamte Produktionskette unter einem Dach geblieben. Denn wir binden die Bücher in einer eigens dafür eingerichteten Werkstatt, und zwar nach der Technik des 16. Jahrhunderts.

Eine Doppelseite aus der Studienausgabe mit Umschrift und Übersetzung am Rand

■ Eine moderne russische Übersetzung und ein umfangreicher wissenschaftlicher Apparat gehören zu Ihrer Edition. Wer sind die Autoren?

Die Mitarbeiter der Handschriftenabteilungen des Staatlichen Historischen Museums, der Bibliothek der Russischen Akademie der Wissenschaften und der Russischen Nationalbibliothek sowie Mitarbeiter der Archäographischen Kommission der Russischen Akademie der Wissenschaften, der Moskauer Staatlichen Universität und des Instituts für russische Sprache der Russischen Akademie der Wissenschaften. Das Resultat ist eine Untersuchung, die es in dieser Größenordnung bisher nicht gab. Auch eine Übersetzung der kompletten Handschrift ins moderne Russisch lag bis dato nicht vor.

■ Ihre Faksimileausgabe gibt es in mehreren Ausführungen. Worin unterscheiden sie sich?

Zunächst haben wir eine in Druckqualität, Papier und Einband äußerst aufwändige und hochpreisige Ausgabe produziert, die in nur 30 Exemplaren erschienen ist. Diese Ausgabe gibt es in zwei Varianten: 21-bändig mit 19 Faksimilebänden und einem zweibändigen wissenschaftlichen Apparat oder 30-bändig mit 19 Faksimilebänden, einem zehnbändigen wissenschaftlichen Apparat und Kommentaren sowie einem Band über die Wasserzeichen.

Aufgrund der hohen Resonanz haben wir uns im vergangenen Jahr entschieden, eine etwas erschwinglichere Ausgabe in vierzig Bänden zu produzieren. Sie folgt

der Anordnung der Handschrift und besteht aus drei Reihen – Russische Geschichtsschreibung, Biblische Geschichte und Weltgeschichte. Quasi als „Randbemerkungen“ des 21. Jahrhunderts befinden sich auf jedem Faksimileblatt die Transliteration des altrussischen Textes und seine moderne russische Übersetzung. Zu jeder der drei Reihen gehört ein Begleitband mit einem wissenschaftlichen Kommentar, Indizes und einer Bibliographie. Die Bücher haben ein handliches Format mit durchschnittlich je 500 Seiten. Die Anfangsausgabe ist klein, es wird bei Bedarf nachgedruckt, wobei die Bände mit einem einfachen handgefertigten Einband versehen sind.

■ Ein Exemplar dieser „Volksausgabe“ haben Sie soeben der Bayerischen Staatsbibliothek geschenkt. Was hat Sie dazu bewogen?

Die Bayerische Staatsbibliothek ist eine der größten europäischen Bibliotheken und zu ihren Sammelschwerpunkten zählt die Geschichte Osteuropas. Sie hat als erste ausländische Bibliothek Interesse an der Erwerbung unseres Faksimiles bekundet. Wir sind der Überzeugung, dass nicht nur russische Wissenschaftler, sondern auch deutsche Slawisten und Osteuropahistoriker die Möglichkeit haben sollten, dieses einzigartige Denkmal der russischen Geschichtsschreibung und Buchkunst zu erforschen. Wir schätzen uns glücklich, unseren bescheidenen Beitrag hierzu leisten zu dürfen.

■ Sehr geehrter Herr Mustafin, haben Sie herzlichen Dank für das Interview.

DIE SCHERE IM KOPF UND ANDERSWO

Zeitungen, Zensur und Selbstzensur

Zeitungen tragen ein Schicksal, und in Zeiten der Not, Verfolgung, Zensur erleidet diese sie manchmal schon vor dem Druck, aber auf jeden Fall zeitnah. Schon ein harmloser Druckfehler kann eine ganze Zeitungsaufgabe gefährden, und nicht nur die Auflage. Im „Cottbuser Anzeiger“ führte ein Druckfehler (ein fehlender und ein vertauschter Buchstabe) zum Einstampfen der gesamten Tagesaufgabe und zu weitreichenden Konsequenzen für den Setzer bis zum Chefredakteur: Aus dem Reichsjugendführer Baldur von Schirach war der Reichsjudenführer geworden. Da glaubte man nicht an die fehlende Absicht. Auch bei der „Neuen Zeit“, der zentralen CDU-Zeitung der DDR, mochte man kein Versehen unterstellen, als durch Vertauschung zweier Buchstaben Walter Ulbricht zum „1. Sekretär des KZ der SED“ wurde.

Dass die Staatsbibliothek zu jeder Zeit Freunde in benachbarten Redaktionen oder Druckereien hatte, ist anzunehmen, wenn auch nicht überliefert. Jedenfalls ist die besagte, ansonsten generell eingestampfte Nummer der „Neuen Zeit“ in der Zeitungsabteilung der SBB-PK vorhanden.

Am 16. Mai 1973 erschien der „Neue Social-Demokrat“. Dem gebundenen Exemplar der Bibliothek liegt eine einzelne lose Nummer bei. Im ordnungsgemäß gebundenen Blatt ist die Titelseite zu einem Drittel von weißen Flecken übersät, Anstößiges, das das Missfallen des Zensors erregt hatte. Das beiliegende Exemplar hat den vollständigen Text – ein erster Andruck der noch unzensurierten Zeitung.

Alexander Fiebig
ist stellvertretender Leiter der
Zeitungsabteilung der Staatsbibliothek zu Berlin





Die Zensur begleitete die Zeitung von Anfang an: Schon bei den handgeschriebenen Vorläufern, die dem jeweiligen Fürsten oder König vorgelegt wurden, gab es eine Auswahl des zu Vervielfältigenden. Die Vorgängerin der „Vossischen Zeitung“ der Postmeister Christoph und Veit Frischmann, und nach ihnen des Druckers Runge erhielt Ermahnungen und Androhungen wegen ihrer zu proevangelischen Berichterstattung. Der katholische Kaiser ermahnte seinen Kurfürsten, der dies dann weitergab. Auch im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert waren es hauptsächlich Religionsfragen, die zensiert wurden. Die herrschaftliche Ungnade wurde bei aller Liberalität gefürchtet.

Trotzdem war in Berlin, besonders unter Friedrich II., von dem der Satz stammt

„Gazzetten, sollen sie interessant sein, dürfen nicht geniret werden“, die Berichterstattung (außer in Kriegszeiten) nur wenig eingeschränkt. Zur Zeit der Französischen Revolution schreibt Carl Spener als Pariser Correspondent der „Berlinerischen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen“ einen Artikel, in dem er Verständnis für die Ursachen der Revolution äußert und optimistisch in die Zukunft blickt: „Der König hat sich in die Arme des Volkes geworfen ...“. Demgegenüber veröffentlicht die allgemein als besonders liberal geltende „Kaiserlich privilegierte Zeitung des Hamburgischen unpartheyischen Correspondenten“ bald ein Manifest der Kaiserlichen und königlichen Hoheiten, in dem es über die Revolution heißt „... ungerecht und gesetzwidrig in ihrer Grundlage, schrecklich in den Mitteln ...“. Die Hamburger fürchteten sehr wohl, dass der Kaiser ihre Privilegien, insbesondere auf dem Gebiet des Handels, einschränken könnte. Die „Deutsche Zeitung“ aus Gotha veröffentlichte 1790 ein Pamphlet „Wider das Revolutionsfieber“.

Nach den Befreiungskriegen wurde in Preußen die Aufhebung der Zensur versprochen, aber erst am 19. März 1848 verkündete der König unter dem Schock seines „Irrtums“, des Schießbefehls vom 18. März: „Die Zensur ist aufgehoben“. Satirische Blätter wie der „Berliner Kraheker“ von Ernst Litfaß versuchten, dem „Censur-Kobold“ die Rückkehr zu erschweren. Aber 1849 war es mit der neuen Freiheit vorbei; einer Schriftsteller-Generation, dem „Jungen Deutschland“, darunter auch der Journalist Carl Gutzkow, wurden alle Werke, auch zukünftige (!), verboten. In der „Leipziger



nur noch eine Nebenrolle; neben der russisch indoktrinierten kommunistischen „Roten Fahne“ gab es Münzenbergs ebenfalls kommunistische, aber geistreichere „Welt am Abend“. Ganz rechts tummelten sich die konservativen, den Großagrariern nahestehenden Blätter „Deutsche Tageszeitung“, „Deutsche Warte“, „Fridericus“, die populistischen Zeitungen des Scherl-Verlages „Der Tag“ und „Berliner Lokal-Anzeiger“; liberal waren natürlich die Publikationen von



Zeitung“ wurden Steckbriefe für Richard Wagner, Gottfried Semper und weitere prominente Zeitgenossen abgedruckt.

Nach einer partiellen nationalen Euphorie in Folge des gewonnenen Krieges 1870/71 und der daraus folgenden Einheit Deutschlands, zuerst noch ohne Bayern, wie man aus der „Staatsbürgerzeitung“ erfährt, kam es bald zu neuen sozialen Bewegungen, sodass Bismarck am 21. Oktober 1878 Vater des Sozialistengesetzes wurde. Die Zensur hatte damit wieder ein Hauptziel.

In der Weimarer Republik erstarkte besonders in Berlin eine differenzierte Parteipresse. Die immer noch monarchistisch gesinnte „Kreuz-Zeitung“ spielte

Berlin, den 7. Oktober 1933.
Der Leiter der Hilfsbereitschaft
Dr. Seeger. 1933

Begründung zum Schriftleitergesetz.
Vom 4. Oktober 1933 (RGBl. I Nr. 111).

Die Schaffung einer in ihrem Wesen grundsätzlich veränderten deutschen periodischen Presse ist eine der dringlichsten Aufgaben für den neuen Staat. Der Entwurf hat den Zweck, die Rechtsgrundlage für diese neue Presse zu bringen. Sein Inhalt ist eine Umgestaltung des bisher geltenden Rechts, die einer von Grund aus veränderten Auffassung von der Natur und von der Aufgabe der Presse entspricht.

Das geltende Pressegesetz ist in Deutschland wie auch größtenteils im Ausland liberal. Der Liberalismus behandelt die Meinungsäußerung durch den Druck als eins der bedeutendsten und wichtigsten Mittel der individuellen geistigen Betätigung. Die grundsätzliche Freiheit dieser Meinungsäußerung beansprucht er als ein Individualgrundrecht gegenüber der Staatsautorität. Der Einzelne als Träger der geistigen Entwicklung, der Staat als Wächter der Ordnung — Notwendigkeit der Geistesfreiheit bis zur Grenze der Gefahr für den Staat — möglichst weite Ausdehnung des Freiheitsgebietes und möglichst enge Abgrenzung der Zone der Gefahr für den Staat — aus dieser Grundeinstellung der liberalen Staats- und Kulturauffassung ist das geltende Pressegesetz herausgewachsen. Der Inhalt des geltenden Gesetzes besteht danach zum Teil in Freiheitsgarantien und besonderen Vorrechten für die geistige Betätigung durch den Druck, zum Teil in den polizei- und strafrechtlichen Bindungen, denen dieser Art der Meinungsäußerung eben wegen ihrer besonderen Stärke und Wirksamkeit unterworfen werden mußte.

Der Entwurf für die Schaffung eines neuen Presse-



Ullstein, neben der „Vossischen Zeitung“ besonders die „Berliner Morgenpost“, das erste Berliner Boulevardblatt „B.Z. am Mittag“, das anspruchsvolle „Berliner Tageblatt“ des Mosse-Verlages und viele andere mehr.

Dass diese Vielfalt den 1933 zur Macht gekommenen Nationalsozialisten ein Dorn im Auge war, sieht man umgehend am „Reichsschriftleitergesetz“ vom Oktober 1933. Nahezu einmalig ist wohl eine angeordnete Demonstration für Zensur am 25. April 1933 „Die Presse soll nur dem deutschen Gewissen verantwortlich sein“.

In der DDR-Zeit erinnern daran Kampagnen, sich positiv zur Biermann-Ausweisung zu äußern, wie im Herbst 1976 besonders angesehene Intellektuelle vom

„Neuen Deutschland“ zur Stellungnahme gedrängt wurden, oder auch schon 1961 geforderte positive Äußerungen zur DDR unter dem Tenor „Sie ist mein Land“ in der Kultur-Zeitung „Sonntag“.

Wo der Staat nicht persönlich eingriff, hatten viele Autoren schon die Zensurschere verinnerlicht. Bereits in der 1847 erschienen Zeitung „Leuchtturm“ wandert die „Gute Presse“ durch das Land, angeführt vom blinden Maulwurf, der der Zensurschere den Weg weist.

Trotz des ständigen Schwankens zwischen Zensur und Freiheit sind die Zeitungen, wie Schopenhauer es ausdrückt, die Sekundenzeiger der Geschichte. Dazu gehört die Momentaufnahme des historischen Augenblicks noch ohne Kenntnis der späteren Folgen, wie auch die Abwägung der verschiedenen Sichten der Presseorgane und Journalisten. Selbst in Diktaturen und repressiven Regimes wird schließlich zwar nicht auf der Titelseite, wohl aber im Feuilleton, in der Lokalberichterstattung etc., wenn es nicht anders geht, „zwischen den Zeilen geschrieben“. Der Leser versteht es und manche Zensoren versuchen, wenn sie es denn deuten können, es doch zu übersehen.

Auch von der Bundesrepublik braucht man für ein umfassendes Bild nicht nur



die „Frankfurter Allgemeine“, sondern auch die „Bild-Zeitung“, und ohne „Frankfurter Rundschau“ und „Süddeutsche Zeitung“ ist das Bild unvollständig, fehlen immer noch viele Facetten, für die man in Einzelfällen auch die regionale und lokale Presse, manchmal sogar die Presse des Auslandes hinzuziehen muss.

Denn nicht nur Schopenhauers Satz gilt, der uns die Presse als Möglichkeit, frühere Zeiten nachzuerleben, quasi als virtuelle Zeitreise verheißt, sondern ebenso das Pendant von Karl Kraus „Die Zeitung ist die Konserve der Zeit“, aber mit der Ergänzung, dass die Gesamtheit der Presse, nicht ein einzelner Titel gemeint ist, denn bei manchen einzelnen Zeitungen gilt auch der Aphorismus des polni-



schen Lyrikers und Satirikers Stanisław Jerzy Lec: „Den Blick in die Welt kann man mit einer Zeitung versperren“.

„Leuchtturm“, 1847

BESTANDSAUFBAU VIRTUELL

Bibliotheksübergreifende Lizenzierung elektronischer Ressourcen

WARUM GEMEINSCHAFTLICHE LIZENZIERUNG?

Der Umgang mit gedruckten Büchern und Zeitschriften gehört für Bibliotheken traditionell zu ihrem Kerngeschäft: sie werden erworben, verzeichnet, Nutzern zur Verfügung gestellt und aufbewahrt – manchmal mit der Perspektive der Ewigkeit. Als in den 1990ern immer mehr relevante Medien in elektronischer Form erschienen, ergaben sich für Bibliotheken neue Anforderungen. Plötzlich mussten

Lizenzen für einen vielfach nur zeitlich befristeten Zugriff auf die Ressourcen abgeschlossen und besondere technische Voraussetzungen für die Benutzung erfüllt werden. Unterschiedlichste Geschäftsmodelle wurden entwickelt, mit denen Bibliotheken sich auseinandersetzen mussten. Flankiert wurde diese Entwicklung durch die sich schon länger anbahnende Kostenexplosion bei Zeitschriften, deren Preise durch Verlage speziell auf dem naturwissenschaft-tech-

Hildegard Schäffler
leitet das Referat Zeitschriften
und elektronische Medien der
Bayerischen Staatsbibliothek

Dr. Ursula Stanek
leitet das Referat Erwerbungs-
koordination und Bestellwesen
in der Abteilung Bestandsaufbau
der Staatsbibliothek zu Berlin und
ist Vorstandsvorsitzende des
Friedrich-Althoff-Konsortiums

nisch-medizinischen Sektor mit enormen Steigerungsraten in die Höhe getrieben wurden.

Vor diesem Hintergrund kam es bibliotheksseitig recht bald zu einer Bündelung der Kräfte, nicht zuletzt um ein Gegengewicht zu den meist international agierenden Großverlagen zu bilden. Nach dem Motto *Gemeinsam sind wir stark* bildeten sich in den späten 1990ern sogenannte Konsortien für elektronische Medien – Einkaufsgemeinschaften, welche die Lizenzierung insbesondere hochpreisiger Ressourcen optimieren. Dabei geht es nicht nur um die Erzielung von Kostenvorteilen, sondern auch darum, ein Forum für den Austausch von Informationen über Produkte und technische Lösungen zu bilden wie auch weiterführende Dienstleistungen wie beispielsweise die Verzeichnung der Ressourcen zu leisten oder auch Sorge für die Langzeitverfügbarkeit der Medien mit dauerhaftem Nutzungsrecht zu tragen. Das Handlungsfeld ist vielfältig.

WELCHE VORTEILE BRINGT DIE KONSORTIALBILDUNG?

Der Zusammenschluss von Bibliotheken zu Einkaufsgemeinschaften für elektronische Medien führt zu einer Bündelung von Verhandlungskompetenz bzw. Spezialwissen und zur Verringerung des administrativen Aufwands in den Einzelbibliotheken, zum anderen lassen sich durch die erhöhte Marktmacht bessere Konditionen erzielen. Konkret lässt sich das anhand unterschiedlicher Produkttypen illustrieren.

Bei *Datenbanken*, also Bibliographien, Text- oder Faktensammlungen, werden in der Regel abhängig von der Anzahl der Teilnehmer zum Teil erhebliche Rabatte eingeräumt. Diese Nachlässe machen eine Lizenzierung für viele Bibliotheken oft überhaupt erst möglich.

Im *Zeitschriftenbereich* liegt der größte Vorteil gemeinschaftlicher Lizenzierung in zusätzlich verfügbaren Inhalten. So erhalten die beteiligten Bibliotheken typischerweise für einen relativ geringen Aufpreis in Bezug auf die bisher erbrachten Kosten ihrer eigenen Abonnements beim so genannten „Cross Access“ Zugriff auf die Titel der anderen teilnehmenden Einrichtungen oder beim „Additional Access“ auf Titel, für die zuvor überhaupt keine Abonnements bestanden. Hinzu kommt, dass die Verlage beim Abschluss von Mehrjahresverträgen meist eine Deckelung der jährlichen Preissteigerungsraten anbieten, so dass die Kosten stabil gehalten werden können. Während typischerweise ein nicht unbeträchtlicher Teil der Nutzungen auf Inhalte abzielt, die zuvor jeweils lokal nicht verfügbar waren, so haben Zeitschriftenkonsortien auch eine problematische Seite. Der Preis für den relativ günstigen Zugriff auf eine teilweise große Zahl zusätzlicher Titel liegt zumeist darin, dass die Standorte ihr bisheriges Umsatzvolumen in der Regel annähernd beibehalten müssen. Der absolute finanzielle Aufwand wird bei erheblich erweitertem Titelspektrum also nicht weniger und bindet unter Umständen einen beträchtlichen Teil des Medienetats. Vor diesem Hintergrund gibt es Diskussionen darüber, wie Geschäftsmodelle so gestaltet werden können, dass das historisch ge-

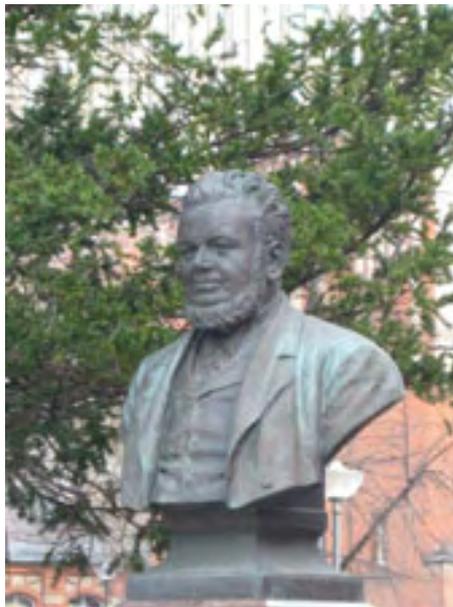
wachsene Umsatzvolumen keine Rolle mehr spielt. Auch dieser Aufgabe müssen sich Konsortien im Dialog mit den Verlagen, die ihrerseits keine Umsatzeinbuße hinnehmen wollen, stellen.

Seit einigen Jahren spielen die elektronischen Bücher – *E-Books* – eine immer größere Rolle, bieten sie doch neue und bessere Nutzungsmöglichkeiten für die Endnutzer auch im monographischen Bereich. Für *E-Books* befinden sich Konsortialmodelle derzeit in der Entwicklung: Rabatte werden hier zumeist anhand der Zahl der Teilnehmer und des durch *E-Book*-Verkäufe im Konsortium erzielten Umsatzvolumens gewährt.

Auf die Angebote mancher Anbieter oder Verlage können Bibliotheken kaum verzichten. In diesen Fällen einer quasi Monopolstellung stoßen Konsortien manchmal an ihre Grenzen. Um hier eine Verbesserung der Konditionen zu erreichen, ist ein kollektives „Nein“ gegenüber den Anbietern, für das die explizite Unterstützung der betroffenen Wissenschaftler unerlässlich ist, erforderlich. Es gibt Beispiele, die zeigen, dass dieser Weg gelingen kann.

WER SIND DIE AKTEURE UND WIE SEHEN DIE STRUKTUREN AUS?

Entsprechend der föderalen Tradition in Deutschland und der damit verbundenen Finanzierungsströme haben sich in den späten 1990er Jahren in Deutschland eine Reihe von regionalen Konsortien gebildet, die sich teilweise an der Struktur der Bibliotheksverbände orientieren. Mittlerweile gibt es 14 solcher Regionalkonsortien, wie beispielsweise das



Für Friedrich Althoff (1839–1908) spielten Bibliotheken eine zentrale Rolle in der Informationsversorgung, weshalb er als Namensgeber für das Konsortium Berlin-Brandenburg gewählt wurde.

Konsortium Baden-Württemberg, das Bayern-Konsortium, das Friedrich-Althoff-Konsortium (FAK) in Berlin-Brandenburg, das hessische HeBIS-Konsortium, das Niedersachsen-Konsortium und das NRW-Konsortium beim Hochschulbibliothekszentrum (hbz) des Landes Nordrhein-Westfalen. Für die beispielhaft aufgeführten Konsortien gilt, dass sie vielfach auch über die jeweiligen Landes- oder Verbundgrenzen hinweg überregional tätig sind. In einem wechselseitigen Geben und Nehmen werden überregionale Konsortialabkommen abgeschlossen, für die jeweils ein Regionalkonsortium verantwortlich zeichnet. Die Kernklientel dieser Konsortien sind die Hochschulen und staatlichen Bibliotheken in der Region. In einigen Fällen, insbesondere bei hbz und FAK, erstreckt sich der Teilnehmerkreis auch auf Forschungseinrichtungen und öffentliche Bibliotheken, soweit diese an den primär für die Hochschulen angebotenen Abschlüssen Interesse haben. Auch auf institutioneller Ebene existieren Konsor-

tialstrukturen. Dies gilt insbesondere für die großen Forschungsgemeinschaften (Fraunhofer-Gesellschaft, Helmholtz-Gemeinschaft, Leibniz-Gemeinschaft und Max-Planck-Gesellschaft).

Die Binnenorganisation der einzelnen Konsortien kann variieren. So gibt es Regionalkonsortien, die mit einer eigenen Geschäftsstelle ausgestattet sind, wie beispielsweise das HeBIS-Konsortium, das Niedersachsen-Konsortium und das als Verein organisierte FAK. Im Falle des Bayern-Konsortiums trägt mit der Bayerischen Staatsbibliothek die zentrale Archiv- und Landesbibliothek mit haus-eigenen Personalressourcen die Verantwortung für die Konsortialarbeit; in Nordrhein-Westfalen ist sie bei der Verbundzentrale angesiedelt. Weitgehend dezentral organisiert ist das Konsortium Baden-Württemberg, bei dem die Verhandlungsführung arbeitsteilig erfolgt. Auch bei den institutionellen Konsortien reicht das Spektrum von grundsätzlich zentralen Verhandlungen für alle Max-

Planck-Institute durch die Max Planck Digital Library bis hin zu dem eher losen Zusammenschluss der recht heterogenen Einrichtungen der Leibniz-Gemeinschaft. Zentrale Sondermittel zur anteiligen Finanzierung der eingekauften Ressourcen stehen in einigen wenigen Bundesländern zur Verfügung.

Alle deutschen Regionalkonsortien, die Konsortien der Forschungsorganisationen sowie Vertreter aus Österreich und der Schweiz haben sich in der im Jahr 2000 gegründeten Arbeitsgemeinschaft deutschsprachiger Konsortien (GASCO: German, Austrian, Swiss Consortia Organisation) zusammengeschlossen, einer informellen Arbeitsgruppe, die sich zweimal jährlich trifft und die überregionale Zusammenarbeit koordiniert.

Wirft man einen Blick ins Ausland, beispielsweise nach Großbritannien, in die Niederlande oder nach Österreich, so findet man dort häufig nationale Konsortien vor. Auch wenn dies mit Traditionen zentraler Bildungsorganisation oder auch der überschaubaren Größe von Staaten zu tun hat, die vielfach kleiner sind als eine Reihe von deutschen Bundesländern, so kann man auch für Deutschland berechtigterweise die Frage stellen, wie es um die nationale Ebene bestellt ist. Dabei ist mit Blick auf die Komplexität der Strukturen und Zahl der wissenschaftlichen Einrichtungen vorauszuschicken, dass größer nicht in allen Fällen effizienter bedeutet.

Erfolgsbeispiele für Handeln jenseits der Regionen sind die nicht wenigen über-regionalen Abschlüsse der Regionalkonsortien. Komplementär hierzu hat die

Im Jahr 2000 schlossen sich die deutschsprachigen Konsortien in der GASCO zusammen.



Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) im Jahr 2004 in der Tradition des seit Jahrzehnten bewährten Systems der Förderung überregionaler Literaturversorgung Mittel für die Beschaffung umfangreicher elektronischer Datensammlungen für den bundesweiten Zugriff zur Verfügung gestellt. Beschafft wurden seither ca. 140 Produkte für einen Gesamtwert von ca. 100 Millionen Euro. Die Verhandlungsführung erfolgt nicht durch die DFG selbst, sondern ist derzeit auf acht größere Bibliotheken verteilt, die über entsprechende Kompetenz verfügen, darunter auch die beiden gleichzeitig konsortial engagierten Staatsbibliotheken in Berlin und München. Während der Schwerpunkt zunächst auf Ressourcen lag, die abgeschlossen sind und in einer Einmalzahlung für den dauerhaften Zugriff erworben werden können, wurde in einer Pilotphase mit einem Beteiligungsmodell für laufende Zeitschriften experimentiert, bei denen die DFG nur noch anteilig zur Finanzierung beitrug.¹

WIE GEHT ES WEITER?

Ab 2011 wird es keine Vollfinanzierung durch die DFG mehr geben, sondern nur noch solche Beteiligungsmodelle. Die Nationallizenzen werden somit durch nationale Konsortien abgelöst werden, ein Prozess, der von der sogenannten Allianz-Initiative „Digitale Information“ gesteuert wird. Dabei handelt es sich um einen Zusammenschluss der großen Wissenschaftsorganisationen in Deutschland. Eine der Arbeitsgruppen in dieser Initiative, in der auf Einladung der DFG auch die verhandlungsführenden Einrichtungen aus dem Kontext der Nationallizenzen beteiligt sind, wird den Abschluss solcher



Allianz-Lizenzen steuern. Die Besonderheit dieser Initiative liegt nicht zuletzt darin, dass der Hochschulsektor und der außeruniversitäre Forschungsbereich gemeinsam agieren.

Es bleibt festzuhalten, dass auch zehn Jahre nach Gründung der Arbeitsgemeinschaft Konsortien das Modell der gemeinschaftlichen Lizenzierung große Bedeutung für die Versorgung der Wissenschaft mit elektronischen Ressourcen hat. Komplementär zu den regionalen und institutionellen Konsortien, die angesichts der Komplexität der Aufgabe auf absehbare Zeit Bestand haben werden, haben sich auf der nationalen Ebene Strukturen entwickelt, die in den nächsten Jahren weiter ausgebaut und – so bleibt zu hoffen – auch auf eine finanziell nachhaltige Basis gestellt werden können.

¹ Vgl. dazu auch Schäffler, Hildegard: Deutschlandweiter Zugriff auf digitale Medien: Das Nationallizenzprogramm der Deutschen Forschungsgemeinschaft.“ In: Bibliotheksmagazin. Mitteilungen aus den Staatsbibliotheken in Berlin und München 3/2007, S.45–48.

Aktuell stehen etwa 140 Produkte als Nationallizenz zu Verfügung.

„GEIST VON CLEMENS UND BETTINEN“

Margherita von Brentano

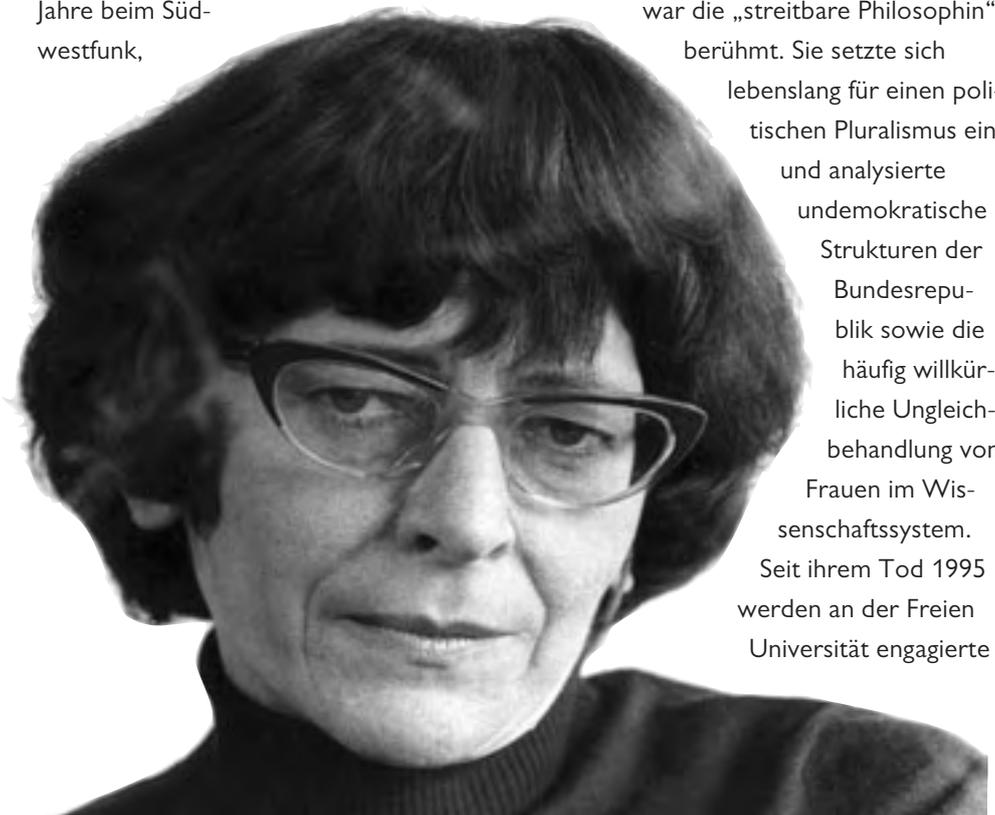
und ihr Nachlass in der Staatsbibliothek zu Berlin

Angela Holzer
ist Bibliotheksreferendarin an der
Staatsbibliothek zu Berlin

Der Name Margherita von Brentano ist eng mit dem geistigen Leben Berlins verbunden. Die Philosophin wurde 1922 auf der Sauerburg bei Kaub am Rhein geboren. Sie lebte schon als Kind mit ihrer Familie in Berlin und machte ihr Abitur 1940 in Charlottenburg. Sie studierte zunächst an der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität und schloss ihr Studium 1948 in Freiburg mit einer von Martin Heidegger angeregten Dissertation ab. Im Anschluss arbeitete sie einige Jahre beim Südwestfunk,

bevor sie 1956 nach Berlin zurückkehrte. Hier wurde sie Assistentin bei Wilhelm Weischedel, habilitierte sich und wurde 1972 schließlich Professorin an der Freien Universität. Als erste Frau übernahm Margherita von Brentano 1970 die Vizepräsidentschaft dieser Hochschule, welche sie jedoch schon nach zwei Jahren wieder niederlegte – als Zeichen gegen die Weigerung des Senats, den Trotzlisten Ernest Mandel an die FU zu berufen. Für ihr öffentliches Engagement war die „streitbare Philosophin“ berühmt. Sie setzte sich

lebenslang für einen politischen Pluralismus ein und analysierte undemokratische Strukturen der Bundesrepublik sowie die häufig willkürliche Ungleichbehandlung von Frauen im Wissenschaftssystem. Seit ihrem Tod 1995 werden an der Freien Universität engagierte



Margherita von Brentano
(Foto: Freie Universität Berlin)



Reichtum sich im Nachlass von Brentano, der sich seit 2005 in der Staatsbibliothek zu Berlin befindet, deutlich abbildet.

Frühere Philosophische Fakultät der Freien Universität in der Boltzmannstraße

(Foto: Bernd Wannemacher)

Persönlichkeiten und herausragende Projekte in der Geschlechterforschung und Frauenförderung mit dem Margherita-von-Brentano-Preis geehrt. Doch sind das gesellschaftspolitische und feministische Verantwortungsgefühl nur Facetten eines Charakters, dessen intellektueller

Der Nachlass dokumentiert die intime Verbindung von klarsichtiger Intellektualität, akademischer Integrität und politischem Pflichtbewusstsein im Leben von Margherita von Brentano. Als Mitglied einer illustren Familie von hohen Staatsbeamten und Literaten – neben dem Romantiker Clemens sei der Außenminister unter Adenauer, Heinrich von Brentano genannt – erfuhr sie angesichts ihres politischen Engagements Publizität schon lange vor ihrem Rücktritt als Vizepräsidentin der FU. Anlässlich einer Demonstration gegen „Antisemitismus und Neonazismus“ am 18. Januar 1960 berichtete der Spiegel neben einem Bild der 37-Jährigen: „Kräftig fiel die Nichte des Bundesaußenministers, Margherita von Brentano, Assistentin am philosophischen Seminar der Freien Universität, in das rhythmische Feldgeschrei ein.“ Man skandierte „Globke, Schröder, Oberländer“, Namen von Männern, „deren



Heinrich von Brentano

(Foto: bpk/Kurt Rohwedder)

nationalsozialistische Werdegänge und bundesrepublikanische Positionen nach Meinung der Konspiranten in besonders auffälliger Weise demonstrierten, dass die deutsche Vergangenheit unbewältigt ist.“

Im Nachlass von Margherita von Brentano hat sich nicht nur dieser Artikel erhalten, sondern auch ein Gedicht, das ihr kurz darauf von dem Schriftsteller Albrecht Goes zugesandt wurde: „Onkel Heinrich wird mitnichten/ Diesem Nichtschrei beipflichten: Doch getrost! – es ist mit Ihnen/ Geist von Clemens und Bettinen.“ Brentano beantwortete dieses Gedicht mit einem Gegengedicht, das wiederum vom Spiegel abgedruckt wurde – und bat später die Redaktion des Spiegels mit dem ihr eigenen ironi-

schon Humor, sie doch nicht immer nur als Nichte Heinrich von Brentanos zu bezeichnen, sondern, wenn schon nicht als Person eigenen Rechts, doch zur Abwechslung auch einmal als Großnichte des Philosophen Franz Brentano.

Neben saloppen Solidaritätsbekundungen und scharfsichtigen Repliken finden sich im Nachlass Brentano auch Briefe, die ein Unverständnis für ihre Position äußern. Die Dokumente und Briefe des Nachlasses ermöglichen so nicht nur die Rekonstruktion der persönlichen Kontakte, der politischen und wissenschaftspolitischen Auseinandersetzungen, in die Margherita von Brentano verwickelt war und die Erforschung ihrer intellektuellen Biographie, sondern sie sind in vielerlei Hinsicht auch ein Spiegelbild der Stim-

und oft schreiben. Aber dann ist es fast ein Bericht der bei dem
Ich bringe das auch nicht fertig. Und überaus oft das Leben
hier in Heidelberg so einträglich (in better times), dass ich eigentlich
überhaupt nicht politisch habe. Ich habe nur eine Tapferkeit
schon am 14. V. politisch, aber sie hat bei vielen nichts erreicht
(weil er eben so wenig anpackt ist). Also: am 1/2 1. Stelle ich
auf, arbeite von 8-9, freitags aber dann mit Frau Hardy sehr
persönlich, arbeite wieder bis 11. Dann geht mich für mich
herunter, wie bei allen sind in unbeschreibliche Kleinigkeiten
alle kleinen Dinge usw., wie in der diese Gedichtes sind. Ich in der
während" als gewöhnlich. Und wieder in dem Welt, wo wir sein
es nicht so kalt ist, fällt wieder, sonst schneller Schreibe später
laufen. Um 1. Stelle wir, dann geht man ins Bett, da ich
5. Stelle in der Richtung "Bett" sind überdeckt und ich in der
weiteren Strecke auf einem Tisch. Um 4. gibt's Tee, dann um 7. Uhr
steht bis 1/2, wenn wir am Abend essen. Man muss mal mit mir
sich nicht in eine Schlinge und helfe in der Küche". Nach
dem Essen sitzen wir in der Halle, ich kümmerne mich um den
Plattenspieler, persönlich um den Kaffee. Um 10. Uhr ist ins
Bett und ich kann noch lesen.
Da nicht also, ganz wie ich mein's wünschte. So müssten die
ganzen Texte sein, dann hätte man etwas von einem. Deswegen
ich ich Bedenke, wie fit es die Vorkriegsstände haben
wird ich ganz am Meist.
Frau Hardy findet ich mit Frau Hardy nach Berlin zum Kontakt
von Cortot (ich habe mit der Karte in Berlin erstanden und
sind sie ein dast), gestern Abend würde mirisch. Da sie eine

Brief Margherita von Brentanos
an ihre Mutter
(Foto: SBB-PK/Taubes)



mungslage in den ersten Jahrzehnten der Bundesrepublik.

Vor allem die Vorlesungsmanskripte und Vorträge belegen Brentanos intellektuelle Aktivitäten: Im Protestjahr 1967/68 leitete Margherita von Brentano einen Kurs über „Bruno Bauer und Karl Marx, Zur Judenfrage“, zu dem ihre Unterlagen, die Protokolle und Arbeiten der Studenten sowie die Teilnehmerlisten erhalten sind. Auf den Listen befindet sich der Name Rudi Dutschkes. Auch zu vielen der anderen Vorlesungen und Seminare sind handschriftliche Notizen und Typoskripte erhalten. Die Materialien zu den Vorlesungen lassen nicht nur eine Rekonstruktion der Unterrichtstätigkeit Brentanos zu, sondern zeigen,

dass das Bild von der marxistischen Philosophin, nicht zuletzt ein Ergebnis der medialen Berichterstattung und der spezifischen Situation im Westberlin der Siebzigerjahre, einseitig ist. Margherita von Brentano, die als junge Studentin gegen Ende des Zweiten Weltkrieges ihre erste längere Arbeit über den Reichsgedanken des Nikolaus Cusanus verfasste und ihre Dissertation über „Die Bedeutung des ‚hen‘ als Grundbegriff der aristotelischen Metaphysik“ verfasste, kann sicher nicht einfach als Marxistin bezeichnet werden, ein Vorwurf, der ihr Anfang der Siebzigerjahre im Zusammenhang mit ihr unterstellten radikalen Äußerungen bei einer politischen Veranstaltung, woraus sogar ein Ermittlungsverfahren gegen sie resultierte, und wäh-

links: Spiegel-Artikel mit Gedichten von Goes und Brentano (Foto: SBB-PK)

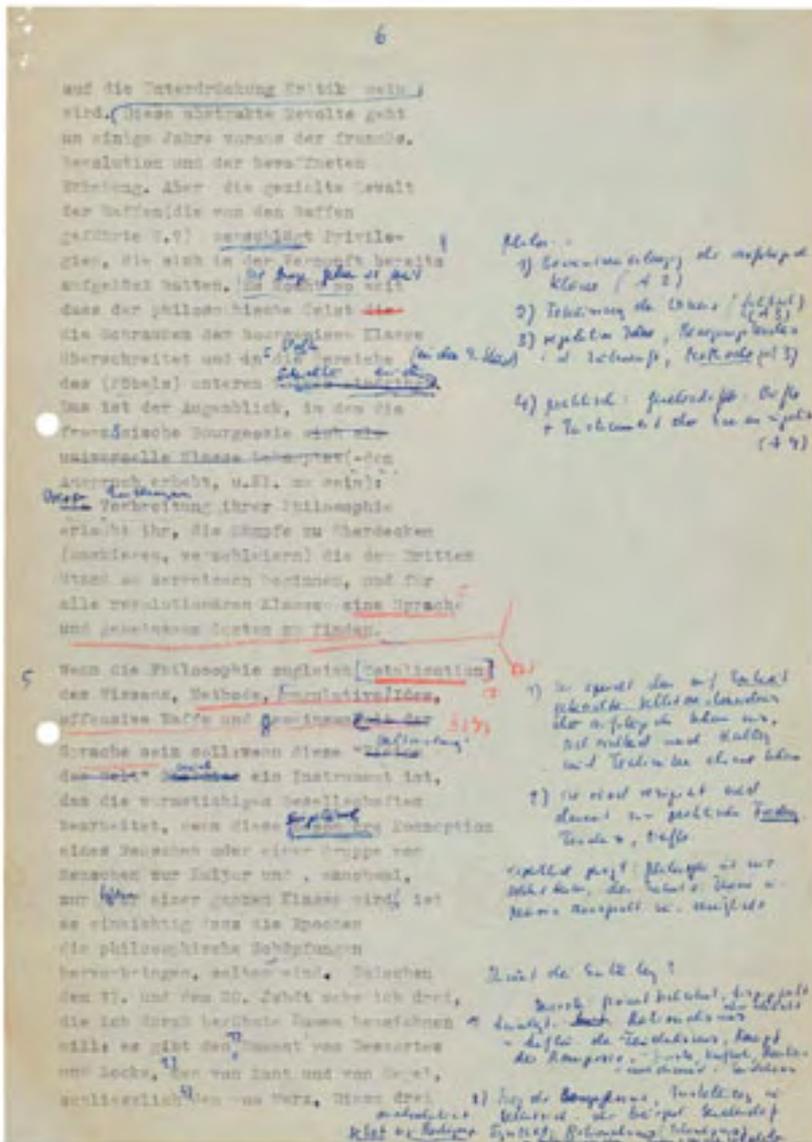
rechts: Brentanos Briefentwurf an den Spiegel (Foto: SBB-PK/Taubes)

rend der Querelen um die Eingliederung des „Internationalen Dokumentationszentrums zum Nationalsozialismus“ in die Freie Universität gemacht wurde. Die FU-Vizepräsidentin verfasste damals ein Memorandum und der Tagesspiegel schürte Vorurteile, indem er schrieb, Brentano habe vor allem aus „marxistischer Sicht Probleme des Faschismus erforscht“, womit die wissenschaftliche Erforschung des Nationalsozialismus an der FU als gefährdet galt. Die erhaltenen Unterlagen zu ihrem Kurs über „Faschis-

mustheorien“ von 1970 zeigen, dass Brentano mit ihren Studentinnen und Studenten um eine umfassende theoretische Analyse des Faschismus bemüht war; hier wurde Carl Schmitt ebenso diskutiert wie Leo Trotzki oder Ernst Bloch.

Als Professorin der Philosophie behandelte Brentano die ganze Geschichte abendländischen Denkens von Aristoteles über Descartes, Leibniz und Kant bis hin zu Sartre, der Kritischen Theorie und Foucault. Es lag ihr besonders an der Vermittlung der Eigenart philosophischen Denkens, dessen Geschichte sie nicht historisch, sondern als Nachvollzug von Problemen und Lösungswegen, von Motiven und Bedürfnissen, betrachtete. Das philosophische Denken sei in „eigenartiger Weise durch Geschichtlichkeit gekennzeichnet“, heißt es in ihrer Vorlesung zur „Einführung in das philosophische Denken“. Dieses Denken wollte Brentano erfahrbar machen und abgrenzen, doch war es für sie auch nicht autark oder autonom. Sie betonte, dass Philosophie grundsätzlich prozessual und dialogisch, dass sie tätig und theoretisch sei. Sie lehnte die absolute Selbstreferentialität philosophischen Denkens ab: „Philosophie ist Streit, sie ist parteilich. Und sie ist das immer gewesen, nicht erst heute“, lautet ein zentrales Credo. Es ging ihr also immer um das philosophische Verständnis der politischen Probleme, um den politischen Charakter des Philosophierens. Auch Brentanos Stellungnahmen im Zusammenhang mit der Erstellung eines Studienplans im Fach Philosophie zeigen diese genuin philosophische Haltung – das Zweckdenken heutiger Universitätsumstrukturierung wäre ihr sicherlich fragwürdig erschienen. Oft

Aus Brentanos Vorlesung über Sartre
(Foto: SBB-PK/Taubes)



bereicherte sie die damals aktuellen Fragestellungen durch die Reflexion auf die philosophische Tradition, z. B. in der Analyse von Kants Gesellschaftskonzeption. Ihre Kurse dienten aber auch der Diskussion aktueller Theorien. Während Margherita von Brentano Anfang der sechziger Jahre Sartres Philosophie in einen geschichtlichen Zusammenhang einordnete und Ende der Sechzigerjahre die Theorien von Habermas und Dutschke verglich, um eine denkende Distanz zu bewahren, so forderte sie ihre Studenten noch in den Achtzigerjahren dazu auf, kritisch über die Kritische Theorie zu reflektieren. In dieser Zeit wandte sie sich zunehmend auch der philosophischen Wissenschaftskritik und der Bedeutungstheorie zu und las über Philosophische Grundbegriffe. Wolfgang Harich berichtete ihr 1990, dass er erfahren habe, sie führe fort, sich zu Tode zu rauchen. Fünf Jahre später starb Margherita von Brentano in Berlin. Sie hatte bis zuletzt an aktuellen politischen Debatten teilgenommen, ging es nun um die „Abwicklung“ des Hochschulsystems der früheren DDR oder um die Errichtung eines Holocaust-Denkmales.

Der Nachlass ist eine reiche Quelle für Wissenschaftshistoriker ebenso wie für Biographen. Brentanos Arbeitsweise, bei der häufig philosophische Textcollagen entstanden sind, wird aus ihnen ersichtlich. Auch ihre Reaktionen auf institutionelle Querelen lassen sich rekonstruieren, z. B. in dem Streit über den von ihrem Ehemann Jacob Taubes getragenen „Fachbereich Hermeneutik“ oder ihre Positionierung im Historiker-Streit der Achtzigerjahre. Die umfangreiche Korrespondenz belegt eindrücklich Brenta-

nos Verflechtung in das philosophische, politische und literarische Leben der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Sie stand unter anderem in Kontakt mit Theodor und Gretel Adorno, mit Erich Fried, Martin Heidegger, Aleida Assmann, Ernst Bloch und Hilde Domin, mit Saul Friedländer, Karl Jaspers, Horst Mahler und Ludwig Marcuse; in der ebenfalls umfangreichen Korrespondenz mit der Familie findet sich neben den zahlreichen Briefen von Eltern und Geschwistern und anderen Verwandten auch ein Brief Gustav Stresemanns an ihren Vater Clemens von Brentano, den damaligen Legationsrat im Vatikan und späteren deutschen Botschafter in Rom.

Brentanos Talent zum prägnanten und ironischen Erzählen zeigt sich schließlich in autobiographischen Notizen, die ebenso familiäre Porträts wie Reflexionen über die „Banalität des Naziregimes“, die Willkür von Berufungskommissionen oder „Meine Tiere“ enthalten. Auch Vorträge und Sendungen, die Brentano während ihrer frühen Zeit beim Südwestfunk verfasste, sind erhalten. Eine Edition von Teilen dieser Materialien, die das Leben und Arbeiten einer Philosophin in der deutschen Nachkriegszeit dokumentieren, wird in diesem Frühjahr im Wallstein Verlag von der ehemaligen Studentin Brentanos und jetzigen Direktorin des Einstein Forums in Potsdam, Susan Neiman, und der Mitarbeiterin des internationalen Forscherteams zur Nachlasserschließung Brentanos, Iris Nachum, unter dem Titel „Das Persönliche und das Politische. Eine Collage“ veröffentlicht. Einige „Akademische Schriften“ werden von Peter McLaughlin ebenfalls im Wallstein Verlag herausgegeben.

GRENZFRAGEN

Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften im Gespräch

Peter Schnitzlein
ist Leiter des Stabsreferats
Öffentlichkeitsarbeit der
Bayerischen Staatsbibliothek

rechts:
Dr. Rolf Griebel bei der Begrüßung
zur Auftaktveranstaltung



Am 25. November 2009 war es soweit: Der Generaldirektor der Bayerischen Staatsbibliothek, Dr. Rolf Griebel, begrüßte, gemeinsam mit dem Präsidenten der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Prof. Dr. Dietmar Willoweit, im Fürstensaal der Bayerischen Staatsbibliothek gut 100 Zuhörer zum Auftakt einer neu ins Leben gerufenen Gesprächsreihe mit dem Titel „Grenzfragen. Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften im Gespräch“. Gemeinsame Veranstalter der neuen Reihe sind die Bayerische Akademie der Wissenschaften und die Bayerische Staatsbibliothek. Die Gesprächsreihe – bis zum Redaktionsschluss fanden drei Termine statt – stellt einmal mehr ein Ergebnis der letztlich bereits seit Gründung der Bayerischen Akademie der Wissenschaften vor 250 Jahren bestehenden, intensiven engen Verbindung beider Institutionen dar. Die Zusammenarbeit umfasst heute, ganz abgesehen von der Tatsache, dass die Bayerische Staatsbibliothek seit 1759 Akademiebibliothek ist, vielfältige Kooperationsprojekte, von denen beispielsweise das zentrale kulturwissenschaftliche Portal Bayerns, die „Bayerische Landesbibliothek Online“ genannt sei.

Die Leitung der Akademie stand der Idee einer gemeinsamen Gesprächsreihe „Dia-



log zwischen Natur- und Geisteswissenschaften“ von Beginn an überaus aufgeschlossen gegenüber – die Idee konnte rasch konkrete Gestalt annehmen. So gelang es im Herbst 2009 durch das Engagement von Prof. Willoweit innerhalb kürzester Zeit, nicht nur drei attraktive Themen zu identifizieren, sondern auch einschlägig ausgewiesene, hochrenommierte Wissenschaftler als Dialogpartner und Moderatoren zu gewinnen.

Den Überlegungen für die Gesprächsreihe – so Prof. Willoweit in der Einladung – liegt zugrunde, dass die Dynamik



Die Diskutanten der ersten Veranstaltung – v.l.n.r.: Prof. Schrenk, Prof. Höllmann, Prof. Bolus

der modernen Forschung zunehmend die Grenzen der einzelnen Wissenschaften überwindet. „Neue Methoden eröffnen neue und immer tiefere Einblicke nicht nur in den Mikrokosmos des Lebendigen, sondern auch in die Naturgeschichte des Menschen und die biologischen Bedingungen seines Verhaltens. Unvermeidlich geraten damit Fragen in das Blickfeld der Naturwissenschaften, die bisher allein von den Geisteswissenschaften beantwortet wurden. Die darin liegende Herausforderung trifft die Vertreter beider Wissenschaftskulturen weitgehend unvorbereitet“. Laut Prof. Willoweit soll die Gesprächsreihe „Grenzfragen“ im transdisziplinären Dialog den Versuch unternehmen, Bedeutung und Grenzen neuer Erkenntnisse für unser Weltverständnis abzuwägen und zur Klärung beitragen.

Die Idee für die Gesprächsreihe „Grenzfragen“ ist aus dem Kuratorium des Vereins der Förderer und Freunde der Bayerischen Staatsbibliothek erwachsen. Besonders engagierte sich hierbei der Präsident des Kuratoriums, Dr. Michael Albert.

Aus welchen Gründen nahmen sich die Bayerische Akademie der Wissenschaften und die Bayerische Staatsbibliothek in engem Zusammenwirken einer solchen Veranstaltungsreihe an?

Wissenschaftliche Akademien stellen ungeachtet ihrer traditionellen Gliederung in Klassen seit jeher Institutionen dar, zu deren genuinen Aufgaben auch der wissenschaftliche Dialog über die Grenzen von Fächern zählt. Bibliotheken – und hier insbesondere Forschungsbibliotheken – bieten mit ihren Sammlungen die Grundlage für erfolgreiche Forschung. Forschungsbibliotheken sind wie Labore Geburtsstätten wissenschaftlicher Erkenntnis. Eine Forschungsbibliothek wie die Bayerische Staatsbibliothek fungiert ungeachtet des in den letzten Jahren aufgebauten umfassenden, am Bedarf der Wissenschaft ausgerichteten digitalen Dienstleistungsangebots auch als Ort der Reflexion und des wissenschaftlichen Diskurses. Dass sich die Bayerische Staatsbibliothek auch im 21. Jahrhundert dieser Kernaufgabe verpflichtet weiß, wurde in der Eröffnung des neuen Forschungslesesaals im Februar 2010 greifbar.



v.l.n.r.: Prof. Höllmann, Prof. Willoweit,
Dr. Griebel, Prof. Bolus, Dr. Albert,
Prof. Schrenk

Dadurch, dass jeder Wissenschaftler in einer Bibliothek auch Denkanstöße in der Literatur anderer Fächer findet, die ihm bei seinen Fragestellungen neue Einsichten vermitteln, bietet der Ort Bibliothek per se Möglichkeiten zum transdisziplinären Dialog. Ungeahnte Perspektiven können in dieser Hinsicht insbesondere innovative Handlungsfelder eröffnen – wie etwa der Aufbau virtueller Forschungsumgebungen. Ein gemeinsames Projekt von Bayerischer Akademie der Wissenschaften und Bayerischer Staatsbibliothek wie das der „Grenzfragen“ bot sich also nachgerade an.

Die Auftaktveranstaltung am 25. November 2009 war dem Thema „Menschwerdung und Kultur“ gewidmet, zu der der Paläobiologe Prof. Dr. Friedemann Schrenk (Frankfurt/Main) und der Ur- und Frühzeit-Historiker Prof. Dr. Michael Bolus (Tübingen) sowie der Sinologe Professor Thomas O. Höllmann als Moderator eingeladen waren. Bereits zwei Wochen später trafen sich – vor

inzwischen bereits knapp 200 Besuchern – der Neurobiologe Prof. Dr. Benedikt Grothe (München) und Prof. Dr. Pirmin Stekeler-Weithofer (Theoretische Philosophie, Leipzig) zum Austausch über „Gehirn und Geist. Neurobiologie und Philosophie im Dialog“. Die Moderation des Abends übernahm Prof. Dr. Hasso Hofmann (Berlin). Die Schlussveranstaltung der ersten Staffel widmete sich schließlich dem Thema „Warum gibt es Kriege? Biologische und historische Ursachen“. Durch die Diskussion zwischen dem Zoologen Prof. Dr. Bernhard Verbeek (Dortmund) und dem Historiker Prof. Dr. Dieter Langewiesche (Tübingen) führte Prof. Dr. Dietmar Willoweit.

Der große Erfolg der ersten drei Veranstaltungen – mit ungefähr 200 Zuhörern bei den beiden letzten Terminen war der Fürstensaal bis auf den letzten Platz belegt – bestätigte und bekräftigte die veranstaltenden Partner in ihrem Wunsch, die Reihe fortzuführen. Ein weiterer Beleg für die Relevanz der Gesprächsreihe war ein längerer Beitrag im Feuilleton der Süddeutschen Zeitung.

Die nächsten drei „Grenzfragen“-Termine werden in der Bayerischen Akademie der Wissenschaften stattfinden (Juni/Juli 2010). Geplant ist auch der Einstieg eines dritten Partners, des Suhrkamp-Verlages. Jedermann ist zu den „Grenzfragen“-Veranstaltungen herzlich eingeladen. Termine und Themen werden rechtzeitig auf der Homepage der Bayerischen Staatsbibliothek unter www.bsb-muenchen.de → Veranstaltungen und Termine veröffentlicht. Herzlich willkommen.

JUDENMISSION UND BÜCHERRAUB

Die Berliner Staatsbibliothek restituiert Drucke aus der „Bibliothek der Gesellschaft zur Beförderung des Christentums unter den Juden“



Die „Gesellschaft zur Beförderung des Christentums unter den Juden“ in Berlin war eine der ersten kontinentalen Nachfolgeeinrichtungen der 1809 in London gegründeten und als älteste Judenmissionsgesellschaft geltende „Society for Promoting Christianity amongst the Jews“. Die Gründung der Berliner „Gesellschaft“ erfolgte 1822 auf Betreiben des englischen Rechtsanwalts Lewis Way, einem der Hauptakteure der „London Society“, und unter Beteiligung des englischen Gesandten Sir George Rose in

der Wohnung des späteren preußischen Kriegsministers Job von Witzleben. Noch im selben Jahr wurden von Berlin aus weitere Tochtergesellschaften („Hilfsgesellschaften“) u. a. in Posen, Breslau und Königsberg gegründet. Tatsächlich richteten sich die Missionsbemühungen der Berliner „Gesellschaft“, so auch die von ihr organisierten Missionsreisen, insbesondere auf die preußischen Provinzen Schlesien, Posen, Ost- und Westpreußen und den gesamten ostmitteleuropäischen Raum.

Michaela Scheibe
ist komm. stellvertretende Leiterin
der Abteilung Historische Drucke
der Staatsbibliothek zu Berlin

Heike Pudler
ist Referatsleiterin in der Abteilung
Historische Drucke

Dr. Martin Hollender
ist Referent in der Generaldirektion

Die „Gesellschaft“ hatte ihren Sitz später in der Kastanienallee im Berliner Bezirk Prenzlauer Berg und verfügte dort mit der Messias-Kapelle über ein eigenes kleines Gotteshaus. Die Missionstätigkeit, die in die Christianisierung und Taufe münden sollte, wurde über Jahrzehnte hinweg vom preußischen Staat bzw. von der Evangelischen Kirche subventioniert.

Die sogenannten „Deutschen Christen“, die nach 1933 innerhalb des deutschen Protestantismus tonangebend wurden, hatten indes bereits im Mai 1932 ihre ablehnende Haltung zur Judenmission deutlich gemacht: „In der Judenmission sehen wir eine schwere Gefahr für unser Volkstum. Sie ist das Eingangstor fremden Blutes in unseren Volkskörper. Sie hat neben der äußeren Mission keine Daseinsberechtigung. Wir lehnen die Judenmission in Deutschland ab, solange die Juden das Staatsbürgerrecht besitzen und damit die Gefahr der Rassenverschleierung und damit der Bastardisierung besteht. [...] Insbesondere ist die Eheschließung zwischen Deutschen und

Juden zu verbieten“ (aus Punkt 9 der „Richtlinien“ vom 26. Mai 1932).

In den späten dreißiger Jahren geriet die „Gesellschaft“ zunehmend unter Druck. Nachdem bereits am 11. November 1938 ein Rollkommando die gesamte Inneneinrichtung demoliert hatte, erschienen am 23. Januar 1941 Gestapobeamte in der Kastanienallee, die das Büro der „Gesellschaft“ schlossen und die Bankkonten sperren.

Die „Gesellschaft“ verfügte über eine eigene Bibliothek vornehmlich zu Fragen des Judentums in Deutschland, deren Verbleib über Jahrzehnte hinweg unbekannt war. Als sich die „Gesellschaft“ Ende der vierziger Jahre neu gründete, wurde 1948, im 1. Heft des gesellschaftseigenen Nachrichtenblattes „Messiasbote“, betruht auf das Jahr 1941 zurückgeblickt und mitgeteilt: „Dann wurde unsere wertvolle Bibliothek weggeschafft, um verbrannt zu werden. Auf den energischen Protest des Unterzeichneten, weil sich wertvolle, wissenschaftliche

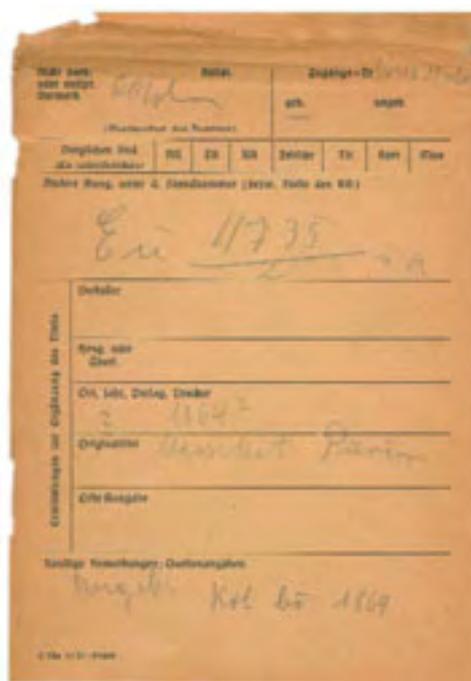
Eintrag vom 19. September 1941
aus dem Zugangsbuch für Geschenke

451	Posen. Suchowiat, Das deutsche Judentum in Posen. Posen 1927	Strasbourg	P 1
452	Rick, Vom deutschen Volkstum in Alt- preussien. Breslau o. J.		G 1
453	Theorie u. Praxis d. volksstammeslehre. Stuttgart 1927		P 2 gfd. beigeb. 2. u. 3. Heft 1930-31
454	1932. Allg. Einleitung über die Bedeutung u. göttl. Autorität des bibl. Kanons. Göttingen 1932	Strasbourg	P 1 gfd.
455	Zimmer, Volk in Gefahr! 1.-4. Teil Winter 1931		L 1 gfd.
456	Kochenschmidt, Die Judengasse in Strasbourg. Straßburg 1899		G 1 gfd.
457	Glaubrecht, Der Egoismus. Leipzig 1892		L 1 gfd.

Werke darunter befanden, unterblieb das zwar. Aber wir wissen heute noch nicht, was daraus geworden ist.“

Vom ungeklärten „Raub unserer Bibliothek“ bzw. ihrer zu vermutenden Vernichtung durch die Nationalsozialisten ist noch 1955 und 1958 im „Messiasboten“ die Rede, tatsächlich aber haben zumindest kleinere Teile der Bibliothek überlebt – und zwar in der Berliner Staatsbibliothek. Bei der systematischen Überprüfung der Zugangsbücher („Akzes-sionsjournale“) im Rahmen der Ermittlung von NS-Raubgut wurden in mehreren Unterabteilungen Einträge beschlag-nahmter Bände aus der Bibliothek der „Gesellschaft“ entdeckt.

Der erste Eintrag erfolgte fast genau acht Monate nach dem Gestapo-Auftritt in der Kastanienallee, am 19. September 1941. Zunächst wurden in den Journalen rund 40 Titel allgemeineren Inhalts verzeichnet, von November 1941 bis März 1942 folgte mit 320 Titeln der Hauptteil der heute bekannten Bände, die als Judaica bzw. Rabbinica über die Orientalische Abteilung inventarisiert wurden. Die weitere Bearbeitung geriet seit 1942 wegen der zunehmenden Auslagerung der Bestände ins Stocken. Dies hatte zur Folge, dass die bis Kriegsende nicht endgültig eingearbeiteten Bücher in den verschiedensten Bearbeitungsstadien verharren – vom bloßen Eintragen der Zugangsnummer über das Stempeln bis hin zur Signaturenvergabe und Katalogisierung. Ein nicht unerheblicher Teil der Bände wurde zwar noch mit Zugangsnummern der Preußischen Staatsbibliothek versehen, aber erst in ihren Nachfolgeeinrichtungen in Ost und West



Historischer Laufzettel aus dem Jahr 1941

gestempelt und mit einer Signatur versehen. Diese späteren Einarbeitungen begannen 1946 und dauerten über die Aufarbeitung von Geschäftsgangsresten bis in die neunziger Jahre an.

Darüber hinaus wurden fast 40 Drucke mit alten Laufzetteln der Preußischen Staatsbibliothek entdeckt, die im Bestand bereits vorhanden waren und wohl deshalb nie inventarisiert oder katalogisiert wurden, deren Provenienz aber durch den Bibliotheksstempel der „Gesellschaft“ eindeutig nachgewiesen ist. Die insgesamt rund 400 heute erhaltenen oder aber über die Zugangsbücher nachweisbaren Exemplare aus der Bibliothek der „Gesellschaft“ wurden – wie der gesamte Bestand der Preußischen Staatsbibliothek – durch die Kriegswirren und die Teilung Deutschlands auseinandergerissen. Dies hat zur Folge, dass sich nur 168 Drucke heute noch im Besitz der Staatsbibliothek befinden; die übr-

„Jüdisches Ceremoniel, Das ist: Allerhand Jüdische Gebräuche ...“ mit handschriftlichem Eintrag von Lazarus Goldschmidt



gen Drucke müssen zu den Kriegsverlusten gerechnet werden bzw. sind nach der Akzessionierung eventuell doch noch an andere Institutionen weitergegeben worden.

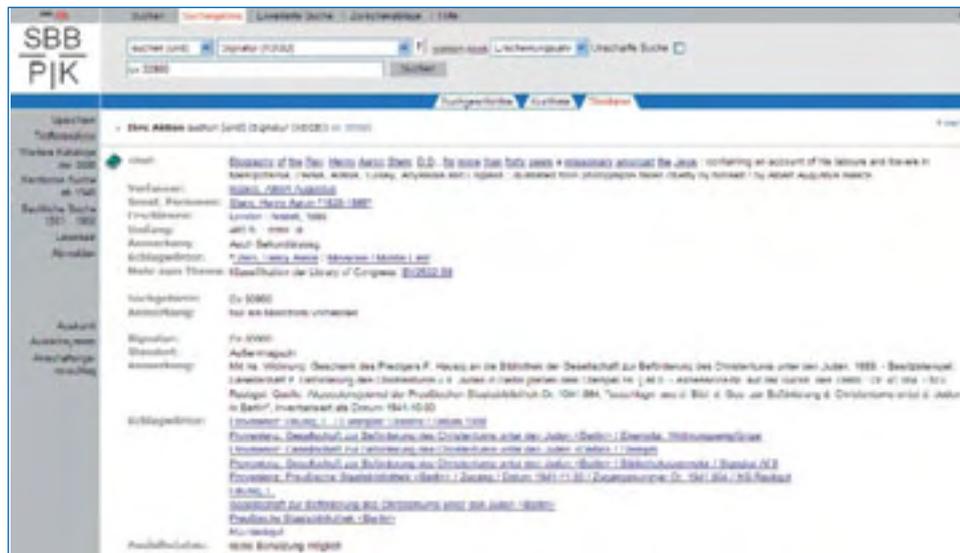
Innerhalb dieser Sammlung stammen – gekennzeichnet durch Stempel oder handschriftliche Besitzvermerke – fünf Bücher ursprünglich aus der Privatbibliothek von Lazarus Goldschmidt. 1871 in Litauen geboren, lebte Goldschmidt als Privatgelehrter in Berlin. Er schuf eine Neuübersetzung der Bibel und des Koran, beschäftigte sich aber auch mit der äthiopischen Sprache und Literatur. Seine umfangreiche Bibliothek mit modernen Pressendruck und vielen hebräischen Inkunabeln war schon in den Zwanzigerjahren berühmt. Goldschmidt emigrierte 1933 nach London, wo er 1950 als britischer Staatsbürger starb.

Besonders auffallend ist unter diesen fünf Büchern Goldschmidts eine Beschreibung jüdischer Zeremonielle aus dem Jahr 1720 durch einen „Zum Evangelio Christi bekehrten Rabbiner“. Dieses Büchlein (Jüdisches Ceremoniel, Das ist: Allerhand Jüdische Gebräuche [...] Franckfurt / Im Jahr Christi 1720) trägt auf dem Vorsatzpapier den handschriftlichen Vermerk: „Die Unwissenheit des Verfassers in jüd. Gebräuchen, zeigt dass er vielleicht ein jüd. Droschkenkutscher oder Ofenheizer, aber kein Rabbiner war. Laz. Goldschmidt“.

Wie jene fünf Bücher aus der Privatbibliothek Goldschmidts, der bereits 1925 bibliophile Werke in den Auktionshandel gab und seine eigentliche Bibliothek 1949 an die Königliche Bibliothek nach Kopenhagen verkaufte, Einzug fanden in die Bibliothek der „Gesellschaft“, zumal einer das Judentum missionierenden Institution, muss offen bleiben.

Die nach Kriegsende zunächst wiederbegründete „Gesellschaft zur Beförderung des Christentums unter den Juden“ löste sich zum 1. Mai 1982 auf. In die Rechtsnachfolge trat zunächst das „Ökumenisch-Missionarische Zentrum“ (ÖMZ) ein; als heutigen Rechtsnachfolger konnte die Abteilung Historische Drucke inzwischen das „Berliner Missionswerk“ ermitteln, das nach der Wende mit dem ÖMZ fusionierte. Die Restitutionsverhandlungen zwischen der Stiftung Preußischer Kulturbesitz und dem „Missionswerk“ als dem rechtmäßigen Eigentümer stehen kurz vor dem Abschluss.

Vor der Restitution werden die Provenienzspuren in den Exemplaren – auch



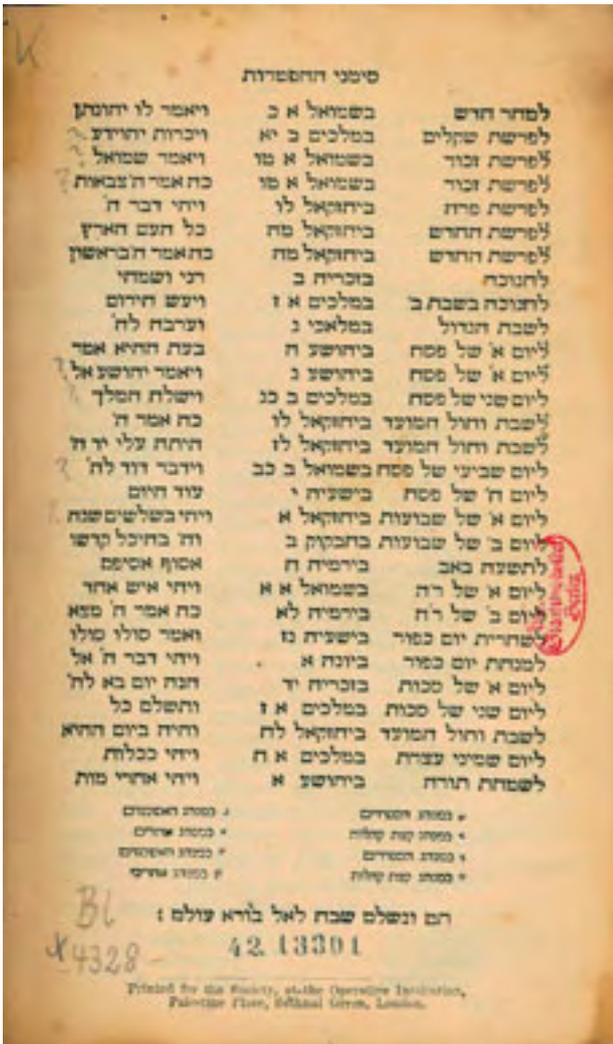
Katalogaufnahme aus dem OPAC der Staatsbibliothek zu Berlin

die von früheren Vorbesitzern hinterlassenen Spuren – zusammen mit den aus den Zugangsbüchern und anderen Quellen gewonnenen Informationen über den Sachverhalt des NS-Raubguts detailliert erfasst und über den OPAC der Staatsbibliothek (StaBiKat) weltweit zugänglich gemacht.

Die dabei ebenfalls dokumentierten Bibliothekssignaturen der „Gesellschaft“, die offenbar einer sachlichen Aufstellungssystematik mit einer aus ein bis zwei Buchstaben und Zahlen bestehenden Klassifikation folgten, zeigen deutlich, dass es sich bei dem erhaltenen Bestand nur um einen Bruchteil der ursprünglichen Bibliothek der „Gesellschaft“ handeln kann. Soweit sich diese Systematik rekonstruieren lässt, reichten die Buchstabengruppen mindestens von A bis H, es wurden zu den Buchstaben z. T. dreistellige Zahlen vergeben. Auch der stark aktuelle Charakter der Bibliothek – es handelt sich durchgehend um Drucke des 19. und 20. Jahrhunderts – wird deutlich, mag aber aufgrund der Bestimmung als

Handbibliothek einer Missionsgesellschaft kaum überraschen.

Selbst noch der kleine erhaltene Teilbestand läßt die enge Beziehung der Berliner „Gesellschaft“ zu ihrer „Muttergesellschaft“, der „London Society for Promoting Christianity amongst the Jews“, erkennen: Neben zahlreichen in London gedruckten hebräischen Schriften, darunter einer Torah-Ausgabe der „Society“ von 1876, besaß die Berliner „Gesellschaft“ auch einen erheblichen Anteil einschlägiger Traktate und Abhandlungen in englischer Sprache, schließlich auch interessante Exemplare jiddischer Drucke aus London wie z. B. ein 1819 erschienener Missionstraktat des zum Christentum übergetretenen Rabbiners Benjamin Nehemiah Salomon. Dieser hatte in den Jahren 1817/18 Lewis Way auf seiner zur Förderung der Judenmission unternommenen Europareise u. a. auch nach Berlin begleitet und erarbeitete einige Jahre danach die erste von der „London Society“ verlegte jiddische Übersetzung des Neuen Testa-



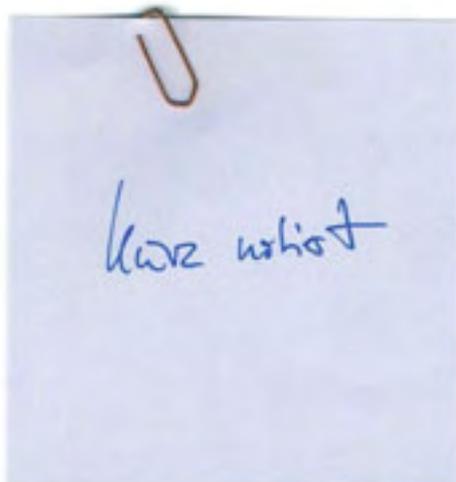
links: Torah-Ausgabe der London Society von 1876

rechts: Jiddischer Traktat von Benjamin N. Saloman, 1819

ments. Die Stereotyp-Platten zu der ein Jahr zuvor von der „Society“ veranlassen, auf der deutschen Luther-Übersetzung beruhenden Ausgabe des Neuen Testaments in hebräischer Schrift erhielt die Berliner Gesellschaft zum Geschenk. Darüber hinaus hatte die „London Society“ der Berliner „Gesellschaft“ zur Gründung neben finanzieller Unterstützung zahlreiche Bücher und Schriften zu kommen lassen, wie die Denkschrift zum fünfzigjährigen Jubiläum 1872 betont.

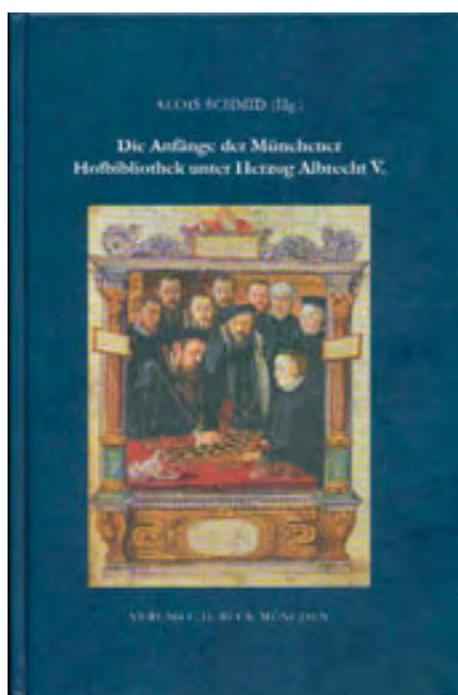
Die engen Verflechtungen mit der „London Society“ spiegeln sich auch in dem

Aktenbestand der „Gesellschaft“, der 1941 offenbar zusammen mit der Bibliothek beschlagnahmt und an die Preussische Staatsbibliothek überwiesen wurde. Von dort sind die Akten noch im gleichen Jahr an das Geheime Staatsarchiv weitergeleitet worden. Es handelt sich um 76 Einzelakten aus den Jahren 1816 bis 1933, die neben Dokumenten zur Verwaltung und über die Beziehungen zu anderen Missionsgesellschaften auch Tagebücher und Reiseberichte der von der „Gesellschaft“ beschäftigten Missionare enthalten und nun zusammen mit den Büchern restituiert werden.



NEU ERSCHIENEN: TAGUNGSBAND ZUR GESCHICHTE DER BAYERISCHEN STAATSBIBLIOTHEK

Die Bayerische Staatsbibliothek feierte 2008 ihren 450. Geburtstag. Einen wissenschaftlichen Höhepunkt stellte ein Symposium am 18. April 2008 dar, das die Gründung der Münchner Hofbiblio-



thek im 16. Jahrhundert eingehend beleuchtete und deren Hintergründe und Vorgänge sowie das politische, gesellschaftliche und kulturelle Umfeld der damaligen Zeit thematisierte. Die Vorträge der ausgewiesenen Experten des Symposiums sind Ende 2009 im Verlag C. H. Beck, München veröffentlicht worden. Der Titel *Die Anfänge der Münchener Hofbibliothek unter Herzog Albrecht V.* erscheint als Beiheft 37 der Zeitschrift für Bayerische Landesgeschichte. Herausgeber des Bandes ist Prof. Dr. Alois Schmid, Vorsitzender der Kommission für bayerische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. (ISBN 978-3-406-10678-1)

PUBLIZISTENPREIS FÜR JOHAN SCHLOEMANN

Der diesjährige Publizistenpreis der Deutschen Bibliotheken (Helmut-Sontag-Preis) geht an Dr. Johan Schloemann, Redakteur im Feuilleton der Süddeutschen Zeitung. Der mit 5.000 Euro dotierte Preis wurde am 15. März im Rahmen der Eröffnungsfeier des 4. Leipziger Kongresses für Information und Bibliothek vom Deutschen Bibliotheksverband und der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft übergeben. Die Laudatio hielt Prof. Dr. Ulrich Johannes Schneider, Direktor der Universitätsbibliothek Leipzig. In der Begründung der Jury hieß es: „Dr. Johan Schloemann verfolgt aufmerksam und kontinuierlich bibliotheksrelevante Themen. Neben Berichten über aktuelle bibliotheksspezifische Ereignisse in seinem Umfeld schreibt er ausführliche Hintergrundartikel mit diffe-





renzierter Argumentation zu zentralen und kontroversen Fragen wie Digitalisierung, E-Books oder Open Access, ohne dabei einseitig zu informieren. Seine überregional interessanten Artikel sind sehr gut recherchiert und von vorbildlichem journalistischen Niveau.“

Ritter für Kunst und Literatur

Der Botschafter der Republik Frankreich, S.E. Bernard de Montferrand, verlieh am 8. Februar in der Französischen Botschaft am Pariser Platz der Generaldirektorin der Staatsbibliothek zu Berlin, Barbara Schneider-Kempf, die Insignien eines Ritters für Kunst und Literatur. Die damalige Ministerin für Kultur und Kommunikation der Republik Frankreich, Christine Albanel, hatte sie im Juni des vergangenen Jahres zum Chevalier dans l'ordre des Arts et des Lettres ernannt. – Im Rahmen der Feierstunde übergab der Leiter des Archivs des französischen Außenministeriums, Jean Mendelson, der Stiftung Preußischer Kulturbesitz einen



Atlas aus den Sammlungen der Preußischen Staatsbibliothek, der kürzlich im Archiv des französischen Außenministeriums aufgefunden worden war.

Staatssekretär Pschierer in der Bayerischen Staatsbibliothek



Franz Josef Pschierer, Staatssekretär im Bayerischen Staatsministerium für Finanzen, besuchte am 19. Januar 2010 die Bayerische Staatsbibliothek. Zentrale Gesprächsthemen waren das Leistungsspektrum der Bibliothek als Schatzhaus des kulturellen Erbes, als multimedialer Dienstleister für den Wissenschaftsstandort Bayern und als Innovationszentrum für digitale Technologien und Dienstleistungen sowie die Ressourcenausstattung der Bayerischen Staatsbibliothek im Doppelhaushalt 2011/2012. Dem Staatssekretär wurden beim Besuch die zwei neu erworbenen Fugger-Genealogien präsentiert.

DAS NEUE MUSEUMSPORTAL FÜR MÜNCHEN

In der spätgotischen Gewölbehalle im Burgstock des Alten Hofes in München wurde am 24. Februar vor Vertretern der Presse und über 50 Ausstellungshäusern das neue Münchner Museumsportal präsentiert und frei geschaltet. Die Bayerische Staatsbibliothek beteiligt sich am neuen Internet-Auftritt. Mit mehreren Ausstellungen pro Jahr reiht sich das Schatzhaus des schriftlichen Kulturerbes in der Ludwigstraße in die große Vielzahl renommierter Münchner Ausstellungshäuser ein.

www.museen-in-muenchen.de



RICHTFEST FÜR MAGAZINNEUBAU

Am 28. Januar 2010 erfolgte am Fürstenwalder Damm in Berlin-Friedrichshagen das Richtfest für den Neubau des Magazingebäudes der Stiftung Preußischer Kulturbesitz. Diese „Speicherstadt“ soll zukünftig die in Berlin zentral gelegenen Depot- und Magazinkapazitäten der Mu-

seen und Bibliotheken der SPK entlasten. Errichtet wird, nach Plänen des Münchener Architekten Eberhard Wimmer, nun zunächst ein Speichermagazin, dessen 22.000 m² Nutzfläche ab 2011 für Bestände der Staatsbibliothek zu Berlin, des Ibero-Amerikanischen Instituts und der bpk – Bildagentur für Kunst, Kultur und Geschichte zur Verfügung stehen werden. Zu den Gästen sprachen Rita Ruoff-Breuer, Präsidentin des Bundesamtes für Bauwesen und Raumordnung; Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Hermann Parzinger, Präsident der Stiftung Preußischer Kulturbesitz; Rainer Bomba, Staatssekretär im Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung; die Stellvertreterin des Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien, Ministerialdirektorin Dr. Ingeborg Berggreen-Merkel sowie Barbara Schneider-Kempf, Generaldirektorin der Staatsbibliothek zu Berlin. Peter Salewski, Polier der Firma Schrobdsdorff GmbH & Co. KG, übernahm den Richtspruch; der Architekt, Eberhard Wimmer, erläuterte den Neubau anhand von Modell und Plänen.



BERUFUNG INS ZUKUNFTSGREMIUM

Dr. Rolf Griebel wurde in die von der Gemeinsamen Wissenschaftskonferenz des Bundes und der Länder (GWK) eingesetzte Kommission „Zukunft der Informationsinfrastruktur“ berufen.



Der Hochschulausschuss des Bayerischen Landtags zu Besuch in der Bayerischen Staatsbibliothek

SITZUNG DES HOCHSCHUL- AUSSCHUSSES DES BAYERISCHEN LANDTAGS

Am 2. Dezember 2009 besuchte der Ausschuss für Hochschule, Forschung und Kultur des Bayerischen Landtags die Bayerische Staatsbibliothek. An die Vorstellung des Leistungsspektrums der Bayerischen Staatsbibliothek, deren Fokus als multimedialer Informationsdienstleister für den Wissenschaftsstandort Bayern und eine ausführliche Diskussion auch der Herausforderungen, vor denen die Bibliothek steht, schloss sich eine Führung mit dem Schwerpunkt Digitalisierungszentrum an.

rechts:

Generaldirektorin Barbara Schneider-Kempf und der Kirchenhistoriker und Präsident der Humboldt-Universität zu Berlin, Prof. Dr. Dr. h.c. Christoph Markschies, mit den Manuskripten

SCHLEIERMACHER-MANUSKRIPTE

Die Staatsbibliothek zu Berlin erwarb drei herausragende Manuskripte für die Schleiermacher-Forschung: Eine Sammlung von elf Predigt-nachschriften und zwei Predigt-drukken aus den Jahren 1817 bis 1822, des Theologen und Philosophen Friedrich Schleiermachers eigenhändiges Druckmanuskript für die 1806 erfolgte zweite Auflage der Schrift „Über die Religion. Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern“, sowie eine anonyme Vorlesungsnachschrift der schleiermacherschen Vorlesung aus dem Wintersemester 1831/32 mit dem Titel „Theologische Enzyklopädie“. Beteiligt sind an der Erwerbung neben dem Berliner Verlag De Gruyter, dessen Gründer 1897 den Verlag Georg Reimer übernahm, bei dem Schleiermacher publizierte, die Schleiermachersche Stiftung, die Evangelische Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz sowie der Freundes- und Förderverein der Staatsbibliothek.



BAYERISCHER MINISTERPRÄSIDENT IN DER BAYERISCHEN STAATSBIBLIOTHEK

Der Festakt „50 Jahre Arbeitsgemeinschaft Deutscher Familienorganisationen“ am 4. Dezember 2009 in der Bayerischen Staatsbibliothek bot Generaldirektor Dr. Rolf Griebel die Gelegenheit, dem Ministerpräsidenten Horst Seehofer die Bayerische Staatsbibliothek kurz vorzustellen. Der Ministerpräsident zeigte sich von den Leistungen der Bayerischen Staatsbibliothek als Dienstleistungs- und Innovationszentrum für den Wissenschaftsstandort Bayern wie auch von der Drittmittelbilanz beeindruckt.



PORTRÄTSAMMLUNG DES MÜNCHNER STADTMUSEUMS ONLINE

Seit Dezember 2009 ist ein Teil der Porträtsammlung des Münchner Stadtmuseums online. Die Datenbank entstand in einer Kooperation zwischen Münchner Stadtmuseum und Bayerischer Staatsbibliothek im Rahmen des kulturwissenschaftlichen Informationsportals Bayerische Landesbibliothek Online (BLO). Derzeit sind ca. 1.800 von 30.000 Porträts des Stadtmuseums digitalisiert und



abrufbar. Sie bieten einen repräsentativen Überblick über den Bestand. Die Porträtgalerie wird kontinuierlich erweitert.

<http://stadtmuseum.bayerische-landesbibliothek-online.de>

MOBILER BIBLIOTHEKSKATALOG DER BAYERISCHEN STAATSBIBLIOTHEK

Seit dem 3. März 2010 bietet die Bayerische Staatsbibliothek ihren Katalog OPACplus als Version für mobile Endgeräte an. Er wurde auf der Grundlage des Standard-OPAC der Bibliothek entwickelt. Der mobile OPACplus wurde zunächst für das iPhone/Safari-Gespann angepasst, ist aber auch auf Android-Smartphones zur Zufriedenheit getestet. Anpassungen für andere Plattformen sollen folgen. Die Anwendung ist unter der Adresse des klassischen OPACplus der Bayerischen Staatsbibliothek erreichbar (s. www.bsb-muenchen.de) und startet automatisch bei Verwendung einer geeigneten Hardware (iPhone oder iPod-Touch, bzw. Android-Smartphone) mit dem entsprechenden Browser.



WISSENSCHAFTSJAHR 2010

Mit einer Veranstaltung im Konzerthaus am Gendarmenmarkt wurde am 22. Januar das „Berliner Wissenschaftsjahr 2010“ durch den Regierenden Bürgermeister von Berlin feierlich eröffnet. Die Staatsbibliothek zu Berlin mit ihrem Gründungsjahr 1661 gilt als eine der fünf Jubilärsinstitutionen, die in diesem Jahr gemeinsam gefeiert werden. Die Jubilärsinstitution Staatsbibliothek war vertreten durch den Präsidenten der Stiftung Preussischer Kulturbesitz, Professor Dr. Dr. h.c. mult. Hermann Parzinger, sowie die Generaldirektorin der Staatsbibliothek, Barbara Schneider-Kempf.

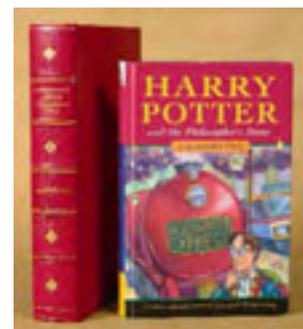
VORTRAGSREISE IN BRASILIEN

Auf Einladung des Goethe-Instituts hielt sich Dr. Klaus Ceynowa, Stellvertreter des Generaldirektors der Bayerischen Staatsbibliothek, vom 20. bis 30. März zu einer Vortragsreise in Brasilien auf. In Rio de Janeiro, Sao Paulo, Curitiba und Porto Alegre sprach er zum Thema: „Bibliotheken in der digitalen Welt: das Beispiel der Bayerischen Staatsbibliothek“. Die Vorträge, die an jedem Standort rund 300 Hörer anlockten, behandelten unter

anderem die Themen Digitalisierung, Technologien der Langzeitarchivierung, mobile Applikationen, Scanrobotik sowie die Planungen zur „Deutschen Digitalen Bibliothek“.

HARRY POTTER IN DER SBB-PK

Mit Freude und Dankbarkeit konnte die Staatsbibliothek für ihre Kinder- und Jugendbuchabteilung kürzlich von einem Mäzen ein besonderes Geschenk entgegennehmen – ein Exemplar der äußerst seltenen englischen Erstausgabe von „Harry Potter and the Philosopher’s Stone“ (Harry Potter und der Stein der Weisen). Dies ist das einzige Exemplar in einer deutschen Bibliothek. Die erste Ausgabe des ersten Bandes der Septologie von Joanne K. Rowling wurde 1997 im Bloomsbury Verlag in London in einer Auflage von nur 500 Exemplaren gedruckt. Die kleine Startauflage und der spätere Erfolg des Buchs bei Millionen von Lesern auf der ganzen Welt machen Exemplare dieses Drucks zu einer besonders gesuchten (und hoch bezahlten) Rarität auf dem Antiquariatsmarkt. Auf Auktionen in Großbritannien und den USA erreichte die Erstauflage Preise von bis zu 15.000 €, bei einer Christies Auktion im Oktober 2007 erzielte der Band sogar 19.700 £.



IMPRESSUM

BIBLIOTHEKS MAGAZIN

Berlin und München 2010

HERAUSGEBER:

Dr. Rolf Griebel
Barbara Schneider-Kempf

REDAKTION IN BERLIN:

Dr. Martin Hollender (Leitung),
Cornelia Döhring,
Dr. Robert Giel,
Carola Pohlmann,
Thomas Schmieder-Jappe,
Dr. Silke Trojahn

REDAKTION IN MÜNCHEN:

Dr. Klaus Ceynowa,
Peter Schnitzlein

KONTAKT IN BERLIN:

martin.hollender@sbb.spk-berlin.de

KONTAKT IN MÜNCHEN:

peter.schnitzlein@bsb-muenchen.de

GESTALTUNG:

Elisabeth Fischbach,
Niels Schuldt

GESAMTHERSTELLUNG:

Druckerei Conrad GmbH, Berlin

Nachdruck und sonstige
Vervielfältigung der Beiträge nur mit
Genehmigung der Redaktion.

ISSN 1861-8375